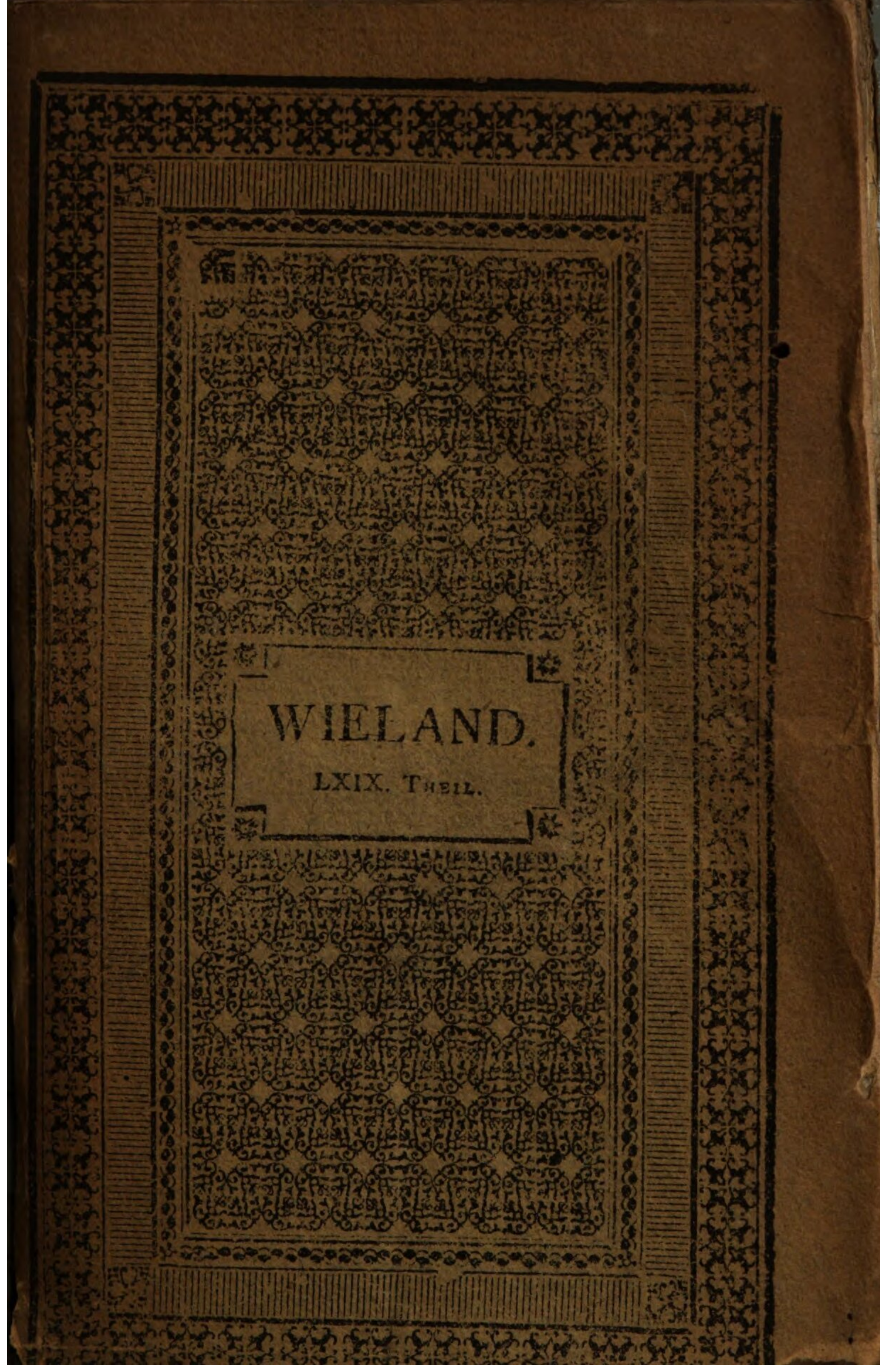




WIELAND.

LXIX. THEIL.

LD 5886

116



POLEMARCH UND ADEMANTH

SÄMMTLICHEWERKE

VON

C. M. WIELAND.

LXIX. B A N D.



W I E N.

G E D R U C K T

BEY JOHANNA SCHRÄMBL,
IM VERLAG BEY CHRISTIAN KROTZ,

1 8 0 4.

STAMMTECHWERKE

VON

C. M. WIELAND.

LXIX. BAND.



NIEM

VERLAG

VERLAG

VERLAG

VERLAG

1973.100

ARISTIPPS BRIEFE.



VIERTES BUCH.

MISSISSIPPI BRIEF

ALBERTS BUCH

Fortsetzung des Vorigen.

Der Platonische Sokrates hat, seinem eigenen mehrmahligen Vorgeben nach, die Idee seiner Republik zu keinem andern Ende aufgestellt, als um an einem groß in die Augen fallende Vorbilde desto deutlicher zeigen zu können, was Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit an sich selbst in der Seele und für die Seele sey, von welcher die eine oder die andere Besitz genommen habe. Mit dieser Arbeit ist er nun in den vier ersten Büchern dieses Dialogs glücklich zu Stande gekommen; er hat überflüssig geleistet, was er versprochen hatte, und in der That viel mehr als er schuldig war. Man erwartet also die Gesellschaft entweder aus einander gehen, oder eine

nene Materie zum Gespräch auf die Bahn gebracht zu sehen. Aber Plato hat es bereits darauf angelegt, daß er nur die Fäden, die er hier und da, wie es schien bloß zufälliger Weise, aber in der That absichtlich fallen liefs, nach und nach wieder aufzunehmen braucht, um an seinem reichen und vielgestaltigen Gewebe in die Länge und Breite so lange fortzuweben, als es seine mit dem Werke selbst wachsende Lust und Liebe nur immer auszuhalten vermögend seyn wird. Sein Sokrates stellt sich also am Schluss des vierten Buchs, als ob er sich auf Einmahl erinnere, daß er, um die Gerechtigkeit gegen ihre Gegner vollständig zu vertheidigen, noch zu untersuchen habe: welches von beyden nützlicher sey, gerecht und tugendhaft zu seyn, auch wenn man weder von Göttern noch Menschen dafür anerkannt wird, oder, ungerecht, wenn man es gleich ungestraft seyn könnte? Glaukon, der seit geraumer Weile eine ziemlich schülerhafte Rolle spielen mußte, erhält hier Gelegenheit, durch seine Weigerung an einer so überflüssigen Untersuchung Theil zu nehmen, seinen Verstand wieder bey

uns in Kredit zu setzen. Es wäre lächerlich, sagt er, nachdem so ausführlich erwiesen worden, daß Gerechtigkeit Gesundheit der Seele sey, erst noch zu untersuchen, ob es nützlicher sey, krank oder gesund zu seyn? — Sokrates gesteht das Lächerliche einer solchen Untersuchung, meint aber doch, da sie nun bereits einen so hohen Standpunkt erstiegen hätten, sollten sie sichs nicht verdriessen lassen, so weit sie könnten herum zu schauen, um sich desto vollständiger zu überzeugen, daß es diese Bewandtniß mit der Sache habe. Wenn er dieß thun wolle, fährt er fort, so werde er sehen, daß die Tugend nur eine Gestalt oder Form habe, die Untugend hingegen unzählige. Unter diesen seyen jedoch nur Vier vorzüglich bemerkenswerth, deren jede die Form einer nichttaugenden Art sowohl von Staats - als von Seelen - Verfassung sey. Es gebe nemlich genauer zu reden — nicht (wie er eben gesagt hatte) unzählige, sondern nur fünferley Regierungsformen, und eben so viele verschiedene Verfassungen der Seele. Die erste sey diejenige, welche sie bisher miteinander

durchgangen hätten; sie könnte aber unter zweyerley Benennungen erscheinen: wenn nemlich unter den Vorstehern des Staats Einer als der vorzüglichste alle andern regiere, werde sie Monarchie, wenn der Staat hingegen unter mehreren Regenten stehe, Aristokratie genennt. Im wesentlichen sey es aber in seiner Republik ganz einerley, ob sie von mehreren oder nur von Einem regiert werde; denn vermöge der Erziehung, welche alle zum Regieren bestimmten Personen in derselben erhielten, würde dieser Einzelne so wenig als Jene Mehrern das mindeste an den Grundgesetzen des Staats ändern; und in dieser Rücksicht begreife er beyde Regierungsarten unter Einer Form. Da nun diese die gute und rechte sey, so folge von selbst, daß die andern vier nichts taugen müßten.

Wie er eben anfangen will, dieses von einer jeden besonders mit seiner gewöhnlichen Ausführlichkeit zu beweisen, entsteht auf Anstiften Polemarchs und Adimanths ein kleiner Aufruhr unter den anwesenden Theilnehmern an diesem Gespräch. Man erinnert sich, daß, als

vorhin von verschiedenen die Policey der idealischen Republik betreffenden Dingen, für welche die Archonten derselben zu sorgen haben würden, die Rede war, Sokrates sich, wie von ungefähr, ein Wort davon hatte entfallen lassen, als ob es sich von selbst verstehe, daß in den obern Klassen Weiber und Kinder gemein seyn müßten.

Ein so paradoxer Satz hätte nun freylich den Adimanthus, an welchen er gerichtet war, sowohl als alle übrigen gewaltig vor die Stirne stoßen sollen; aber dieß wäre dem Verfasser damahls ungelogen gekommen. Man ließ ihn also unbemerkt auf die Erde fallen, und Adimanth, der fast immer nichts als ja freylich zu antworten gehabt hatte, sagte wie in einer Zerstreuung: das alles würde so in der besten Ordnung seyn. Wir sehen aber aus dem Eifer, womit er und Glaukon und die übrige Gesellschaft itzt auf einmahl in Sokrates dringen, sich über diese Gemeinschaft der Weiber und Kinder unterden Beschützern seiner Republik näher zu erklären, daß sie ihnen stark genug aufgefallen seyn mußte; nur sehen wir nicht, warum

sie die Erklärung nicht damahls, da es so natürlich war, sie zu fordern, sondern gerade itzt, da keine Veranlassung dazu vorhanden ist, von ihm verlangen.

Plato läßt hier seinen Sokrates abermahls (wie er schon öfters gethan hat, und in der Folge noch mehrmahl thun wird) um die Neugier der Zuhörer noch mehr zu reitzen, den Eiron spielen und sich stellen, als ob er grosses Bedenken trage sich auf eine so bäkelige Materie einzulassen, da er voraussehe, wie vielerley neue Fragen, Zweifelsknoten und Streitigkeiten sie nach sich ziehen werde. Was thut das, sagt Thrasymachus; sind wir denn nicht deßwegen hier, um uns mit interessanten Diskursen zu unterhalten? — Das wohl, versetzt jener, aber alles mit Mafs! — O Sokrates, ruft der ungenügsame Glaukon aus, was nennst du mit Mafs? Verständige Menschen würden ihr ganzes Leben lang solchen Diskursen zuhören, und noch immer nicht genug haben! — Du merkst doch, Eurybates wem dieß eigentlich gilt, und wozu es gesagt ist? Der Philosoph hat, wie du siehst, darauf gerechnet, recht viele Glaukonen zu Lesern zu haben, und

hat ihnen wenigstens seinen guten Willen zeigen wollen, ein Buch zu schreiben woran sie ihr ganzes Leben lang zu lesen haben.

Aber Sokrates macht noch immer Schwierigkeiten. Man werde, sagt er, fürs erste nicht glauben wollen, daß eine solche Einrichtung ausführbar sey; und wenn man dieß auch zugäbe, so werde man doch nicht glauben, daß sie die beste sey. Er erklärt sich also nochmahls, daß er sehr ungern daran gehen würde diese Dinge zu berühren, aus Furcht man möchte die ganze Sache bloß für ein windichtes Projekt halten. Da aber Glaukon schlechterdings nicht von ihm abläfst, und ihn zu bedenken bittet, daß er weder undankbare, noch unglaubliche, noch übelwollende Zuhörer habe: so rückt er endlich aufrichtiger mit der Sprache heraus, und wir vernehmen zu unserer großen Verwunderung: der wahre Grund seiner Schüchternheit sey eigentlich bloß, weil er selbst nicht recht überzeugt sey, daß es mit diesem Theil der Gesetze, die er seiner Republik zu geben gedenkt, so ganz richtig stehe, und er also große Ge-

fahr laufe, nicht etwa bloß sich lächerlich zu machen (denn das würde wenig zu bedeuten haben) sondern, indem er auf einem so schlüpfrigen Wege im Dunkeln nach der Wahrheit herumtappe, auszuglitschen, und, was noch schlimmer wäre, auch noch seine Freunde im Fallen mit sich nachzuziehen. Er wolle also Adrasteen zum voraus fußfällig angefleht haben, ihm zu verzeihen, wenn das, was er itzt zu sagen vorhabe, etwa gegen seine Absicht, strafwürdig seyn sollte; denn (sagt er) ich bin der Meinung daß es eine kleinere Sünde sey, jemanden unvorsetzlich todt zu schlagen, als ihn in Dingen, wo es auf das, was Schön und Gut, Rechtlich und Sittlich ist, ankommt, irre zu führen; — eine Gefahr, die man allenfalls eher bey Feinden als bey Freunden laufen möchte. Siehe also zu, lieber Glaukon, wie du es angreifen willst, um mir zu einem solchen Wagestück Muth zu machen. — Wohlan denn, sagt Glaukon lachend, wenn wir ja durch das, was du sagen wirst, in einen falschen Ton gerathen sollten, so sprechen wir dich zum voraus von aller Schuld und Strafe los. Re-

de also ohne Scheu. — Gut, erwiedert Sokrates, wer hier losgesprochen wird, ist dort rein, wie das Gesetz sagt: hoffentlich also wenn er es dort ist, wird er es auch hier seyn. — So laß dich denn nichts mehr abhalten, anzufangen, sagt Glaukon, und jener entschließt sich endlich dazu, doch nicht ohne nochmahls zu verstehen zu geben, daß es ihn viele Überwindung koste, und daß er vielleicht besser gethan hätte, sich die Sache sogleich bey der ersten Erwähnung vom Halse zu schaffen. — Und wozu, um aller Götter willen! alle diese langweiligen Grimassen, welche Plato seinen verkappten Sokrates hier machen läßt? Ists Ernst oder Scherz? Im letztern Fall konnte wohl nichts unzeitiger seyn (um kein härteres Wort zu gebrauchen) als in einer solchen Sache den Spafs so weit zu treiben; bittet er aber Adrasteen (mit der man sonst eben nicht zu scherzen pflegt) in vollem Ernst um Nachsicht, und ist es wirklich zweifelhaft, ob die neuen Gesetze, die er seiner Republik zu geben gedenkt, gut, gerecht und geziemend sind: was in aller Welt nöthigte ihn sie zu geben?

zumahl da der Zweck, wozu er diese Republik erdichtete, bereits erreicht ist, und vollkommen erreicht werden konnte, ohne daß die Rede davon zu seyn brauchte, wie die junge Brut in derselben gezeugt und abgerichtet werden sollte? Und wie kommt es, wofern sein Zaudern und Achselzucken nicht eine platte und aller öffentlichen Ehrbarkeit spottende Spalsmacherey ist, daß er, sobald er über der Darlegung seiner widersinnischen Ehgesetze ein wenig warm wird, auf einmahl aller seiner vorigen Ängstlichkeit vergißt, und so positiv und zuversichtlich mit den anstößigsten Behauptungen herausrückt, als ob sich nicht das geringste mit Vernunft dagegen einwenden ließe, und als ob er auf lauter so gefällige Leser rechne, wie sein vom Zuhören berauschter Freund Glaukon, der für die paradoxesten Sätze immer die eifertigste Beystimmung in Bereitschaft hat? — Ich gestehe, daß ich auf diese Fragen keine Antwort weiß.

Übrigens, lieber Eurybates, wirst du mir hoffentlich eine ausführliche Beurtheilung dieses Theils der Platonischen Republik (dem ich ungern seinen rechten

Nahmen geben möchte) um so geneigter
 nachlassen, da, so viel ich selbst sehe
 und von andern höre, allenthalben, nur
 Eine Stimme da über ist. Das Unwahre,
 Ungereimte und Unnatürliche in diesen
 Ehgesetzen liegt freylich so unverschämt
 nackend vor allen Augen da, daß
 der erste Eindruck nicht anders als un-
 serm Philosophen nachtheilig seyn kann;
 zumahl da sein Sokrates gerade die auf-
 fallendsten Verordnungen mit der gefühl-
 losesten Kaltblütigkeit vorträgt, und z. B.
 von dem anbefohlenen Abtrei-
 ben oder Aussetzen der Kinder,
 die aus der Vereinigung der Männer un-
 ter dreißig und über fünf und fünfzig
 Jahren mit Weibern unter zwanzig und
 über vierzig etwa erfolgen möchten,
 nicht anders spricht, als ob die Rede von
 jungen Hunden oder Katzen wäre. Frey-
 lich ist diese Sprache dem Gesichtspunkt
 gemäß, woraus er diesen Gegenstand be-
 trachtet; indessen konnte er doch, wie
 verliedt er auch in sein System seyn mag,
 leicht voraussehen, daß sein Grundsatz,
 „das Verfahren bey Paarung der Pfer-
 „pe und H u n d e, wenn man eine gute
 „Zucht erhalten will, müsse, ohne alle

„Einschränkung und in der größten Strenge, auch auf die Menschen angewandt werden;“ und die männliche gymnastische Erziehung, die er (diesem Grundsatz zu Folge) den menschlichen Stuten und Fähen, die zur Paarung mit den menschlichen Hengsten und Rüden seiner kriegerischen Bürgerklasse bestimmt sind, mit allen den unsittlichen und zum Theil unmenschlichen, der Natur Trotz bietenden Gesetzen, wodurch er die Gemeinschaft der Weiber und Kinder in seiner Republik unschädlich und zweckmäßig zu machen vermeint, — er konnte, sage ich, leicht genug voraussehen, daß dieses, gegen das allgemeine Gefühl so hart anrennende Paradoxon, in einem so zuversichtlichen Ton und so kaltblütig vorgebracht, alle seine Leser empören, und das Gute, so er etwa durch die vortrefflichen Partien dieses wichtigsten aller seiner Werke hätte stiften können, bey vielen, wo nicht bey den meisten, unkräftig machen und vernichten werde.

Aber gerade der Umstand, daß er stockblind hätte seyn müssen, um dieß nicht vor auszusehen, und daß er sich

dennoch nicht dadurch abschrecken liefs, muß uns billiger Weise auf einen Punkt aufmerksam machen, der, wenn wir gerecht gegen ihn seyn wollen, nicht übersehen werden darf: nemlich auf den Gesichtspunkt, aus welchem er selbst die Sache angesehen hat. Denn ich müßte mich sehr irren, oder dieß würde uns begreiflich machen, wie es zugegangen, daß ein Mann wie Er, sein eigenes Gefühl so seltsam übertäuben konnte, um baaren Unsinn für Aussprüche der höchsten Vernunft zu halten? — Plato scheint mir von den Geometern und Rechnern angenommen zu haben, daß er immer gewisse Begriffe und Sätze, als an sich selbst klar, oder Beweis (wenigstens ohne strengen Beweis), voraussetzt, aus diesen aber sodann mit der genauesten Folgerichtigkeit alles ableitet, was sowohl aus ihnen selbst, als aus ihrer Verbindung mit andern Begriffen und Sätzen gleicher Art, durch Schlüsse herausgebracht werden kann. Wo von Zahlen, Linien und Winkeln die Rede ist, kann diese Art zu rasonieren nicht leicht irreführen; oder, wofern dieß auch begegnet sollte, so ist der Irrthum wenigstens

leicht und sicher zu entdecken: aber wo es um Auflösung solcher Aufgaben zu thun ist, die den Menschen und dessen Thun und Lassen, Wohl- oder Übelbefinden, vornehmlich seine ursprüngliche Natur, seine innere Organisation, seine Verhältnisse zu den übrigen Dingen, seine Anlagen, seinen Zweck, seine Erziehung und Bildung für das gesellschaftliche, bürgerliche und kosmopolitische Leben, und andere hierher gehörige Gegenstände betreffen, kurz, bey Gegenständen, an welche man weder Meßschnur noch Winkelmaß anlegen kann, findet jene Methode keine sichere Anwendung. Der Mensch läßt sich nicht, wie eine regelmässige geometrische Figur, in etliche scharf gezogene gerade Linien einschließen; und es sind vielleicht noch Jahrtausende euer anhaltenden, eben so unbefangenen als scharfsichtigen Beobachtung unsrer Natur vonnöthen, bevor es möglich seyn wird, nur die Grundlinien zu einem ächten Modell der besten gesellschaftlichen Verfassung für die wirklichen Menschen zu zeichnen; und selbst dieses Modell würde für jedes besondere Volk, durch dessen eigene Lage und die

Verschiedenheit der Zeit und Ortsumstände, auch verschiedenlich bestimmt und abgeändert werden müssen. Aber auf alles diess nimmt ein Plato keine Rücksicht; und da seine Nefelokokygia nicht auf der Erde, sondern in den Wolken, d. i. so viel als nirgendswo existiert, und nicht mit fysischen Menschen, wie die Natur sie in die Welt setzt, sondern mit menschenähnlichen Fantomen von seiner eigenen Schöpfung besetzt ist, so ist er freylich Herr und Meister, sowohl den Elementen seines Staats als dem Ganzen die Gesetze vorzuschreiben, deren Beobachtung am geradesten und gewissesten zu seinem Endzweck führt. Anfangs ist es, in seiner Voraussetzung, bloß das Gefühl körperlicher Bedürfnisse, was eine Handvoll Hirten, Ackerleute und Handwerker bewegt, den ersten Grund zu seiner Republik zu legen. Der kleine Staat erweitert sich unvermerkt; die Anzahl der Bürger nimmt zu; ihre Bedürfnisse dergleichen. Nicht lange, so fühlt man, daß ohne innere und äußere Sicherheit der Zweck der neuen Gesellschaft nicht erhalten werden könnte; daß zu Erzielung

der innern Sicherheit gute Zucht und Ordnung, zu Handhabung der Ordnung, Gesetze, zu Vollziehung der Gesetze, eine Regierung, und zum Schutz der Regierung und des Staats überhaupt, eine bewaffnete Macht vonnöthen ist. Um nun dieß alles seinem Ideal gemäß so zweckmäßig als möglich einzurichten, baut unser philosophischer Lykurg seine ganze Gesetzgebung auf zwey Grundgesetze. Das erste ist: die höchste Wohlfahrt des Ganzen soll der einzige Zweck des bürgerlichen Vereins oder des Staats seyn, also auf das Wohl eines jeden einzelnen Gliedes nur in so fern, als es ein Bestandtheil des Ganzen und eine Bedingung des allgemeinen Wohlstandes ist, Rücksicht genommen werden; folglich Jedermann verbunden seyn, für den Staat zu arbeiten, zu leben und zu sterben, und nur, in so fern er diese Bedingung erfüllt, soll er seinen verhältnismäßigen Antheil an dem Wohlstand desselben nehmen dürfen. Das zweyte: zu Verhütung aller schädlichen Folgen, welche in andern Republiken daraus entstehen, wenn jedermann sich nach Will.

küßr beschäftigen und also auch mit Sachen, die er nicht versteht und für die er kein Talent hat, sich bewegen darf, soll jeder Bürger nur Eine Art von Handlung oder Geschäfte treiben und darin die möglichste Vollkommenheit zu erreichen suchen.

Beyde Grundgesetze scheinen auf den ersten Anblick ihre Richtigkeit zu haben: allein so scharf und ohne alle Einschränkung, wie Plato sie annimmt, sind sie nicht was sie scheinen, und könnten auf keinen wirklichen Staat ohne die nachtheiligsten Folgen angewendet werden. Der Irrthum liegt darin, daß er die Bürger als organische Theile eines politischen Ganzen, d. i. als eben so viele Gliedmaßen Eines Leibes betrachtet, welche nur durch ihre Einfügung in denselben leben und bestehen, keinen Zweck für sich selbst haben, sondern bloß zu einem gewissen besondern Dienst, den sie dem Ganzen leisten, da sind. Da dieß bey den Gliedmaßen eines jeden organischen Körpers wirklich der Fall ist, so kann man freylich mit Grund behaupten: daß die Glieder um des Leibes willen da seyn, nicht der Leib um der Glieder

der willen. Allein mit einer bürgerlichen Gesellschaft, die aus lauter für sich bestehenden Gliedern zusammengesetzt ist, hat es eben deswegen eine ganz andere Bewandtnis. Die Menschen, woraus sie besteht, haben sich (wie Plato selbst Anfangs voraussetzt,) bloß in der Absicht vereinigt, ihre natürlichen, d. i. ihre weltbürgerlichen Rechte, in die möglichste Sicherheit zu bringen, und sich durch diesen Verein desto besser zu befinden. Hier ist es also gerade umgekehrt: der Staat ist um des Bürgers willen da, nicht der Bürger um des Staats willen. Die Erhaltung des Staats ist nur in so fern das höchste Gesetz, als sie eine nothwendige Bedingung der Erhaltung und der Wohlfahrt seiner sämtlichen Glieder ist; nur, wenn es allen Bürgern, in so fern Jeder nach Verhältniß und Vermögen zum allgemeinen Wohlstand mitwirkt, verhältnißmäßig auch wohl ergeht, kann man sagen, daß der Staat sich wohl befinde; und damit dieß möglich werde, darf der Einzelne in freyer Anwendung und Ausbildung seiner Anlagen und Kräfte nur so wenig als

möglich, d. i. nicht mehr eingeschränkt werden, als es der letzte Zweck des Staats, mit Rücksicht auf die äussern von unsrer Willkühr unabhängigen Umstände, unumgänglich nöthig macht. Daher ist denn auch das zweyte Grundgesetz der Platonischen Republik so vielen genauern Bestimmungen, Einschränkungen und Ausnahmen unterworfen, dafs, wofern es so scharf und streng, wie Plato will, in Ausübung gebracht würde, eben dadurch, dafs es den einzelnen Bürgern ungebührliche und unnöthige Gewalt anthut, dem ganzen selbst weit mehr Schaden als Vortheil daraus erwachsen müfste. Doch diels nur im Vorbeygehen; denn es gehörig auszuführen und anschaulich zu machen, würde ein grösseres Buch erfordert, als ich, so lange noch etwas besseres zu thun ist, zu schreiben gesonnen bin.

Sobald man unserm Philosophen seine beyden Grundgesetze zugegeben hat, so ist alles übrige in seiner Gesetzgebung so folgerichtig und zweckmäfsig als man nur verlangen kann. Vor allen Dingen ist nicht aufser Acht zu lassen, dafs die gänzliche Ausschliessung von allem Eigen-

thum , die Gemeinschaft der Weiber und Kinder, und die männliche Erziehung, Lebensweise und Bestimmung derer stern, nur in der mittelsten der drey Bürgerklassen, in welche seine Republik zerfällt , nehmlich nur unter den bewaffneten Beschützern oder, wie man sie auch mit gutem Fug nennen könnte, den menschlichen Jagd- und Hofhunden seines Staats, Platz findet. Denn die Archonten und Räthe, welche die erste Klasse ausmachen, sind zu alt und zu sehr im Anschauen der Ideen der Dinge und der Uridee der Ideen vertieft, um der Weiber noch zu bedürfen; und wiewohl Plato über das häusliche und eheliche Leben der dritten Klasse (die er überhaupt sehr kurz und mit einer ziemlich sichtbaren Geringschätzung abfertigt) sich nicht besonders erklärt, so läßt sich doch aus verschiedenen Äußerungen nichts anders vermuthen, als dafs er die Gemeinschaft der Weiber für ein viel zu erhabenes und heiliges Institut ansieht, als das der Pöbel der Handwerker, Künstler, Krämer, Kaufleute und aller andern die sich mit Erwerb beschäftigen oder um Lohn

arbeiten, daran Theil haben dürfte. In der That bringt dieß auch die Natur der Sache mit sich; denn die Weiber und Töchter dieser Leute haben nöthigere Dinge zu thun, als den Wissenschaften und Musenkünsten obzuliegen, sich in den Palästren nackend mit den Jünglingen herum zu balgen, mit ihnen auf die Wache und in den Krieg zu ziehen u. s. f. Sie sind natürlicher Weise mit Haushaltungsgeschäften, mit Spinnen, Wirken, Kleidermachen, Kochen, Brodbacken und tausend andern Arbeiten dieser Art beladen; müssen auch — außer der Wartung und Pflege ihrer eigenen Kinder — bey den Kindern der zweyten Klasse (wie sich aus verschiedenen Umständen schliessen läßt) gelegentlich Ammendienste thun, und was dergleichen mehr ist; kurz sie stehen in den Augen unsers Philosophen zu tief unter den edeln Heroinen, die er zu Müttern seiner Staatsbeschützer bestimmt, als daß man glauben könnte, er wolle das hohe Vorrecht der Vielmännerey bis auf sie ausgedehnt wissen; zumahl da bey der dritten Klasse die Beweggründe gänzlich wegfallen, aus welchen er die Gemeinschaft der Weiber und

Kinder in der zweyten für nothwendig hält. Bey dieser also allein findet in Platons Republik diese aller Welt so anstößige Einrichtung Statt; und dazu hat er theils fysische theils sittliche Bewegursachen von so grossem Gewicht, daß alle entgegen stehenden in keine Betrachtung bey ihm kommen können. Seine Republik soll weder zu groß noch zu klein, sondern gerade so seyn, daß sie weder Verderbnis von innen, noch Anfechtung von mißgünstigen und streitsüchtigen Nachbarn zu befürchten habe. Die Anzahl der Bürger darf also nicht viel über eine bestimmte Zahl zunehmen; aber desto mehr ist daran gelegen, daß sie muth- und kraftvolle, von der edelsten Ruhmbegierde und reinsten Vaterlandsliebe glühende und mit allen zu ihrer Bestimmung erforderlichen Tugenden in vollestem Masse begabte Jünglinge und Männer zu Beschützern habe. Der Stifter der Republik hat also diese Klasse, auf welcher die Erhaltung derselben in jeder Rücksicht beruht, mit ganz besonderer Sorgfalt ausgewählt, und zu ihrer erhabenen Bestimmung erzogen und ausgebildet. Er mußte aber auch die dien-

wichtigsten Maßregeln nehmen, daß eine
 so wichtige Körperschaft immer wieder
 durch gleichartige Elemente ersetzt werde,
 immer von eben demselben Geist beseelt
 bleibe, und sich dadurch in einer Art
 von ewiger Jugend und Unsterblichkeit
 erhalte. Um zwey Hauptquellen einer
 möglichen Ausartung auf immer zu ver-
 stopfen, mußten diejenigen, welche bloß
 für den Staat leben sollten, weder Ei-
 genthum noch Familie haben. Die mög-
 lichste Gleichheit sollte unter ihnen herr-
 schen; alles Gute und Böse, Arbeit und
 Vergnügen, Gefahr und Ruhm, Leben
 und Sterben immer gemeinschaftlich seyn.
 Solche Menschen können von allem, was
 mein und dein heißt, nie weit genug
 entfernt, und unter einander niemahls
 eng genug verbunden werden. Wie gut
 er aber auch für dißs alles gesorgt hätte,
 immer würden die Weiber alle seine
 Mühe zu Schanden gemacht haben, wo-
 fern ihm sein Genius nicht ein Mittel zu-
 geflüstert hätte, diesen reizenden Schlan-
 gen ihren Gift zu benehmen. Lieber wär'
 es ihm ohne Zweifel gewesen, wenn die
 Mutter Erde, als sie seine Krieger in vol-
 ler Waffenrüstung aus ihrem Schooß her-

vorspringen liefs, sie auch mit dem Vermögen begabt hätte, ihresgleichen entweder aus sich selbst, oder mit ihresgleichen hervorzubringen. Da die Weiber nun aber einmahl zu diesem wichtigen Geschäft leider! unentbehrlich sind, und überdiess nicht wohl geläugnet werden kann, daß die Neigung zum weiblichen Geschlecht gerade die Seite ist, wo die Natur den Mann am wenigsten befestigt hat, was blieb dem guten Plato übrig, um zu verhindern, daß seine braven Krieger durch den Umgang mit diesen Zauberinnen nicht geschwächt, weichlich gemacht und durchaus verdorben werden könnten, als den künftigen Müttern der Kriegs- und Staatsmänner durch eine rauhe männliche und kriegerische Erziehung so viel nur immer möglich von ihren gefährlichen Reitzungen abzustreifen, sie, so weit es die Zärte und Schlaffheit ihrer Natur gestatten möchte, zu einer Art von Androgynen zu erheben, oder wenigstens mit den Atalanten, Deianiren und Penthesileen der heroischen Zeit auf gleichen Fuß zu setzen? durch dieses Mittel war nun zwar für eine derbe und kräftige Nachkommenschaft gesorgt:

aber wenn er den Vätern erlaubt hätte, in eine monogamische Verbindung mit den Müttern zu treten, würden zwey mächtige Naturtriebe, die Liebe zu den eignen Kindern und die wechselseitige Zuneigung des Mannes zu der Mutter, des Weibes zu dem Vater ihrer gemeinschaftlich Erzeugten, zum Nachtheil der Vaterlandsliebe ins Spiel gesetzt worden seyn, und die unvermeidlich aus dem Stande der Ehe hervorgehenden besondern Familien-Verhältnisse würden, so zu sagen, eine Menge kleiner Staaten im Staat erzeugt haben, wobey sich die Grundsätze der Geist und die Tugend des letztern unmöglich lange in ihrer ersten Reinheit hätten erhalten können. Mit Einem Wort, es bedurfte nichts als die bloße Beybehaltung der gewöhnlichen Ehe, um aus unsrer Platonischen Republik an sich (dieser vollkommensten oder vielmehr einzigen, in welcher, nach Plato, die reine Idee der Republik sichtbar dargestellt ist) ein so armseliges Ding von einer gemeinen heillosen Alltagsrepublik zu machen, wie man ihrer in Griechenland, klein und groß, zu Hunderten zählt. Es blieb ihm also, um der

Verderbnifs des Staats von dieser Seite den Zugang auf ewig zu versperren, kein anderes Mittel, als die Gemeinschaft der Weiber und Kinder zu einem Grundgesetz zu machen. Jeder Soldat der Republik erhielt dadurch ein unbestimmtes Recht an alle Frauen und Jungfrauen seiner Klasse, keiner ein ausschließliches an Eine. Die Liebe in der eigentlichen Bedeutung des Worts fand hier keine Statt: das Zeugungsgeschäft sollte als eine rein fysische oder thierische Sache behandelt werden, wobey es bloß darum zu thun wäre, sich einer Pflicht gegen den Staat zu entledigen, und also auf selbstsüchtige Befriedigungen keine Rücksicht genommen würde. Man muß gestehen, unser Philosoph thut sein bestes, um einer sich aufdringenden Vergleichung seiner sogenannten Ehen mit dem ungefähren momentanen Zusammenlaufen jener kaum durch die Gestalt vom Vieh unterschiedenen Waldmenschen, welche man sich gewöhnlich als die Stammältern des menschlichen Geschlechts vorstellt, zuvor zu kommen. Vor dem zwanzigsten Jahre der Weiber und dem dreißigsten der Männer erklärt

das Gesetz alle Befriedigungen des Triebes, von welchem hier die Rede ist, für unrechtmässig, unheilig und sakrilegisch. Der Tag, an welchem eine Anzahl von Jünglingen und Mädchen das gesetzmässige Alter zur Platonischen Ehe erreicht haben, ist ein republikanisches Fest, das mit Opfern, Gebeten, und von den Dichtern der Republik besonders dazu verfertigten Epithalamien aufs feierlichste begangen wird. Jede Verbindung zwischen einem Jüngling und einem Mädchen (wiewohl sie nur für den Augenblick gilt) wird von den Archonten, vermittelt eines künstlichen Loses angeordnet, wodurch immer die schönsten, stärksten und muthigsten zusammen kommen, die schlechtern hingegen lauter Nieten ziehen; eine Veranstaltung, welche zu Verhütung aller schlimmen Folgen, die aus dieser durch das gemeine Beste nothwendig gemachten Übervortheilung der armen Schlechtern, wenn sie bekannt würde, zu befürchten wären, ein Staatsgeheimniß bleiben muß. Von diesem ersten grossen Kopulations-

tage an, zählen die Glücklichen, welche von den Archonten mittelst dieses heiligen patriotischen Betrugs würdig und tauglich erfunden wurden, der Republik Kinder zu geben, die Weiber zwanzig, die Männer sechs und zwanzig Jahre, während deren ihnen die Pflicht obliegt, sich von dieser Seite, um den Staat so verdient zu machen, als ihnen nur immer möglich ist. Alle Kinder, welche binnen dieser Zeit geboren werden, nennen jeden dieser in Diensten der Republik stehenden Zeuger, Vater, jede dieser Gebährerinnen, Mutter, und werden hinwieder von ihnen Söhne und Töchter genannt; aber dafür ist gesorgt, daß kein Vater und keine Mutter ihre leiblichen Kinder unterscheiden, noch von diesen unterschieden werden könne. Denn in dieser Klasse, wo niemand etwas eigenes haben darf, ist es auch nicht erlaubt ein eigenes Kind und einen eigenen Vater zu haben. Alle, die in dem Lauf einer Generazion von fünf und zwanzig Jahren geboren werden, nennen sich Brüder und Schwestern, und erhalten, nachdem sie das gesetzmäßige Alter erreicht haben, auf obige Weise

von den Archonten die Erlaubniß, für die Fortdauer der Republik zu arbeiten. Vor dieser Zeit aber ist z. B. einem Jüngling von sechs oder acht und zwanzig Jahren nicht erlaubt, ein Mädchen von sieben oder achtzehn zur Mutter zu machen, wie entschieden auch immer ihre beyderseitige Tüchtigkeit, und wie dringend ihr innerer Beruf dazu seyn möchte, da sie täglich auf der Palästra handgemein mit einander zu werden Gelegenheit haben; und sollte gleichwohl ein solcher unglücklicher Fall sich ereignen, so muß die Frucht der gesetzwidrigen Verbindung abgetrieben, oder, wenn sie dennoch Mittel findet lebendig ans Tageslicht zu kommen, sogleich als der Ernährung unwürdig auf die Seite geschafft werden. Zwischen Ältern und Kindern, d. i. zwischen Männern und Frauen von der ersten Generation mit Frauen und Männern von der zweyten und dritten findet (da jene zu diesen kraft des Gesetzes sich als Ältern und Großältern verhalten) keine gesetzmäßige Begattung Statt; und überhaupt ist es eine der heiligsten Pflichten der Regierer des Staats, den Zeugungstrieb bey

ihren Bürgern so viel als möglich einzuschränken, und ja nicht mehr Kinder aufkommen zu lassen, als nach Beschaffenheit der Umstände nöthig sind, damit der Staat sich immer bey gleicher Stärke erhalte; woraus klar ist, daß sie auch von Zeit zu Zeit für einen tüchtigen Krieg zu sorgen haben. Denn es brauchte nur einen hundertjährigen Frieden, um die Regierung in die gefährliche Nothwendigkeit zu setzen, das vorbesagte Loos so einzurichten, daß von hundert Paar Jünglingen und Mädchen wenigstens drey Viertel zu einer unfreywilligen Unfruchtbarkeit verdammt werden müßten, wofern die Menge der Kinder, denen der Eintritt ins Leben an der Pforte versagt wird, nicht auf eine so ungeheure Zahl steigen sollte, daß dem Platonischen Sokrates selbst, wie kaltblütig er auch diese Dinge ansieht, bey ihrer Überrechnung die Haare um seinen Glatzkopf zu Berge stehen müßten.

Alle diese und eine Menge anderer Ungereimtheiten und Abscheulichkeiten, die sich jedem Unbefangenen bey diesem Theil seiner Gesetzgebung aufdringen, verschwinden in Platons Augen vor dem

großen Grundsatz: daß die höchste denkbare Vollkommenheit des Staats der einzige Zweck desselben, und der einzelne Bürger nur in so fern für Etwas zu rechnen sey, als er bloß für das Ganze lebt, und immer bereit ist, diesem seine natürlichsten Triebe und gerechtesten Ansprüche aufzuopfern. Ob der Staat solche Opfer zu fordern berechtigt sey, ist bey ihm keine Frage; auch lehrte ihn die in Sparta so lange Zeit befolgte Gesetzgebung Lykurgs, daß es möglich sey, Menschen so zu erziehen und zu bilden, daß man ihnen alles, selbst das Unnatürlichste, zumuthen kann. Er trug also um so weniger Bedenken, die Hauptzüge des Spartanischen Instituts in seiner Republik noch weiter und bis zu einer Konsequenz zu treiben, die, wie ein eiserner Streitwagen, alles was ihr entgegen steht zu Boden tritt, und über alle Bedenklichkeiten und Rücksichten, d. i. über die Köpfe und Eingeweide der Menschen weg, in gerader Linie auf das Ziel losrennt, das sie sich vorgesteckt hat.

In wie fern ihn diese Betrachtungen rechtfertigen oder entschuldigen

gen können, laß' ich dahin gestellt seyn; mir ist wenigstens gewiß, daß er in allem, was uns an seinem idealischen Sparta am austößigsten ist, treulich und ohne Gefährde zu Werke ging, und z. B. auf unsre Bedenklichkeit, der abgezweckten höhern Vollkommenheit seiner Republik alle Jahre etliche hundert neugeborne Menschlein zum Opfer darzubringen, mit eben dem naserümpfenden Mitleiden herabsehen wird, womit sein Sokrates sich über „die lächerliche Weisheit“ derjenigen aufhält, die das Ringen nackter Mädchen mit nackten Jünglingen auf der Palästra ungeziemend finden. Ich zweifle daher auch keinen Augenblick, daß er wenig verlegen seyn würde, für jeden andern Einwurf, der ihm gegen seine Erziehung- und Begabungsgesetze gemacht werden könnte, auf der Stelle eine Antwort zu finden; wiewohl er es nicht der Mühe werth gehalten zu haben scheint, die mancherley Schwierigkeiten voraus zu sehen, welche sich der Ausführung dieser — der Natur, dem sittlichen Gefühl und den Grazien zugleich Hohn sprechenden — Gesetze entgegen thürmen. Bey einem Filoso-

fen, der seine Geistesaugen immer nur auf die ewigen und unveränderlichen Urbilder der Gattungen und Arten geheftet hält, kommen die Einzelnen Dinge, als bloße vorübergehende Schemen oder unwesentliche Wolken- und Wasserbilder, in keine Betrachtung; und da er alle die Knoten, in welche die Meinungen, Neigungen, Bedürfnisse und Leidenschaften der Menschen im Gesellschaftlichen Leben sich unaufhörlich verwickeln und durch einander schlingen, immer mit einem einzigen Grundsatz wie mit einem zweyschneidigen Schwert zerschneiden kann, warum sollte er sich die Mühe geben sie auflösen zu wollen?

Etwas, worüber er indessen nicht so leicht zu entschuldigen seyn dürfte, sind die kleinen Widersprüche mit sich selbst, die seinem redseligen Sokrates hier und da in dem Feuer, womit er seine Behauptungen vorträgt, zu entwischen scheinen. Hierher gehört (um nur ein paar Beispiele anzuführen) wenn er, um die gymnastische Nacktheit seiner künftigen Soldatenfrauen zu rechtfertigen, sich auf einmahl in die Moral der Sophisten ver-

irrt, und kein Bedenken trägt, den Satz
 „alles Nützliche ist auch ehrbar
 und anständig, und nur das Schäd-
 liche ist schändlich,“ für eine ausge-
 machte Wahrheit zu geben. Unglückli-
 cher Weise begegnet ihm diese Verirrung
 eine Weile hernach noch eumahl, da
 von den Belohnungen die Rede ist, wo-
 durch die Beschützer des Staats aufgemun-
 tert werden sollen, im Kriege sich durch
 tapfere Thaten auszuzeichnen. Wer, der
 den ehrwürdigen Sohn des Sofroniskus
 gekannt hat, muß sich nicht in Platons
 Seele schämen, wenn er seinen unter-
 geschobenen Sokrates zum Gesetz-
 machen läßt: „dafs es, so lange ein
 Feldzug dauere Niemanden erlaubt seyn
 solle, sich den Küssen eines ausgezeich-
 neten Braven zu entziehen, damit die-
 ser, der Gegenstand seiner Leiden-
 schaft möge nun ein Mann oder ein
 Weib seyn, desto mehr angereizt wer-
 de, nach dem ersten Preis der Tapfer-
 keit zu ringen?“ — Diefs ist doch wohl
 eine von den Stellen, deren ich oben er-
 wähnte, wo der verkappte Sokrates sei-
 nes angenommenen Charakters plötzlich

vergift, und in den sich selbst spielenden Plato zurücksinkt?

Noch ein Beyspiel von Widerspruch mit sich selbst ist mir im sechsten Buch aufgefallen, wo er über die parasitische Gefälligkeit der Sofisten gegen die Vorurtheile, Neigungen und unarten des grossen Haufens, (d. i. dessen, was man in demokratischen Staaten den Pöbel, oder mit einem urbanern Wort das Volk nennt) und die schädlichen Eindrücke, die dadurch auf die Jugend gemacht würden, viel Wahres sagt, und bey dieser Gelegenheit von dem besagten grossen Haufen unter dem Bild eines grossen und starken Ochsen oder Bullenbeissers eine wahrlich nicht geschmeichelte Schilderung macht, sondern ihm ohne alle Schonung so viel Böses nachsagt, daß Timon der Menschenhasser selbst damit hätte zufrieden seyn können; bald darauf aber, da seine Konvenienz erfordert die Sache von einer andern Seite in einem mildern Lichte zu sehen, die Parthey des nehmlichen grossen Haufens nimmt, von ihm als einem gar sanften gutartigen Thiere spricht, und alle Schuld seines

Hasses gegen die ächten Philosophen auf die nnächten schiebt.

Übrigens ist es eine glückliche Eigenschaft unsers Philosophen, daß er nach jeder beträchtlichen Verfinsterung, die er, so oft seine Fantasie zwischen seinen Verstand und seine Leser tritt, zu erleiden scheint, sich sogleich durch irgend eine desto glänzendere Ausstrahlung wieder in die ihm gebührende Achtung zu setzen weiß. Ein Beyspiel hiervon ist in diesem fünften Buch die Vorschrift, wie seine Staatsbeschützer sich im Kriege gegen den Feind zu verhalten haben; eine Gelegenheit, die er mit eben so vieler Feinheit als Freymüthigkeit benutzt, um den Griechen seiner Zeit einen Spiegel vorzuhalten, worin sie vor ihren eigenen Augen als eine rohe Art von Barbaren erscheinen müssen, deren gewohntes Verfahren in ihren ewigen Fehden unter einander mit den Regeln einer gesunden Staatsklugheit nicht weniger als mit den Gesetzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit in dem auffallendsten Widerspruch steht. Diese Stelle ist, meines Erachtens, eine der schönsten in diesem ganzen Werke, und du wirst mir hoffentlich zugeben,

Eurybates, daß die Schuld nicht an Plato liegt, wenn er durch die heilsamen Wahrheiten, die er Euch darin stärker und einleuchtender als irgend einer von euern Rednern ans Herz legt, seiner Vaterstadt und der ganzen Hellas nicht den wesentlichsten Dienst geleistet hat. Daß dieß wenigstens seine Absicht war, ist um so weniger zu bezweifeln, da dergleichen Seitenblicke auf seine Zeitgenossen und Mitbürger in diesem Dialog häufig genug vorkommen, um uns über einen der wichtigsten Zwecke des Ganzen einen bedeutenden Wink zu geben.

Was ich gleich Anfangs meiner Briefe über die Republik Platons gegen den Vorwurf, daß es diesem Werk an kunstmäßiger Anordnung fehle, erinnert habe, scheint sich unter andern auch durch die feinen Wendungen zu bestätigen, womit der Verfasser gegen das Ende des fünften Buchs dem Dialog unvermerkt eine solche Richtung giebt, daß er eine (dem Anschein nach) ungesuchte Gelegenheit erhält, in den beyden folgenden Büchern die Grundlehre seiner ganzen Philosophie auf eine faßlichere und poetischere Art, als in andern seiner frühern Dialogen,

vorzutragen; eine Gelegenheit, die er, wiewohl sie ihn von dem Hauptgegenstand entfernt, und zu einer weitläufigen episodischen Abschweifung verleitet, um so weniger aus den Händen läßt, weil die Abschweifung in der That bloß anscheinend und vielmehr das einzige Mittel ist, seiner Republik eine Art von hypothetischer Realität zu geben, woran wenigstens alle die Leser sich genügen lassen können, die der magischen Täuschung eben so willig und zutraulich als die beyden Söhne Aristons entgegen kommen. Daß er uns übrigens auch auf diesem Sparziergang, den wir mit ihm machen müssen, durch eine Menge unnöthige Krümmungen in einem unaufhörlichen Zikzak herumführt, der uns das Ziel, worauf wir zugehen, immer aus den Augen rückt, ist nun einmahl die Art des Platonischen Sokrates, die man sich, in so fern sie zuweilen das Interesse des Dialogs unterhält und erhöht, recht gern gefallen liesse, wenn er nur einiges Maß darin halten wollte, denn wirklich ist es oft schwer sich einer Anwendung von Ungeduld zu erwehren, wenn er bald einen Satz, wie z. B. „Seyn ist von

Nichtseyn verschieden" in eine oder zwey Fragen verwandelt, bald die schlichtesten Fragstücke auf eine so spitzfindige und verfängliche Art vorbringt, daß man sich keine andere Absicht dabey denken kann, als das schale Vergnügen, den Gefragten in Verlegenheit zu setzen und zu einer einfältigen Antwort zu nöthigen. Bey allem dem muß ich gestehen, daß etwas Attisches in dieser Art sich in Gesellschaften mit einander zu unterhalten ist, und ich zweifle nicht, Eurybates, daß dir die Pseudo-Sokratische Manier, wie Plato diese neckische Art von Ironie in seinen Dialogen behandelt, wenn gleich nicht immer angenehm, doch gewiß bey weitem nicht so auffallend vorkommen wird als mir. Dieß sey also das letzte Mahl daß ich darüber wehklage, wiewohl in den fünf Büchern, die ich noch vor mir habe, die Anreizung dazu oft genug vorkommen wird. Und nun wieder in unsern Weg!

Glaukon scheint von der Schönheit der neu errichteten Republik so bezaubert, daß er sich nicht enthalten kann, den Fi-

losofen, der die Miene hat als ob er von
 der innern Verfassung derselben und von
 ihren unendlichen Vorzügen vor den ge-
 wöhnlichen noch viel zu sagen gedäch-
 te, etwas rasch zu unterbrechen. Von
 allem diesem, meint er, wüßten sie be-
 reits genug, um sich das, was etwa noch
 zurückgeblieben sey, selbst sagen zu
 können: die große Frage, auf welche
 Alles ankomme, sey itzt bloß: ob diese
 herrliche Bepublik unter die möglichen
 Dinge gehöre? Sokrates stellt sich, nach
 seiner Gewohnheit, als ob ihm diese Fra-
 ge sehr ungelegen komme; er spricht von
 dem Unternehmen sie zu beantworten als
 von einem halbsbrechenden Wagestück,
 und sucht das Ansinnen seines jungen
 Freundes dadurch von sich abzulehnen,
 daß er ihn bereden will, seine Republik
 könnte als Ideal und Kanon, woran
 mau die Grade der Vollkommenheit oder
 Unvollkommenheit aller gegenwärtigen
 und künftigen Republiken messen könne,
 immer noch gute Dienste thun, wenn
 gleich ihre Möglichkeit nicht erwiesen
 werden könnte. Meinst du etwa (fragt
 er den Glaukon) ein Mahler, der das,
 Modell eines vollkommen schönen

Mannes oder Weibes in der höchsten Vollendung seiner Kunst aufgestellt hätte, würde darum ein schlechterer Mahler seyn, wenn er nicht zu zeigen vermöchte, wie es möglich sey, daß ein Mensch so schön seyn könnte? Diese Ausflucht ist, mit Platons Erlaubniß, ein bloßer Taschenspielerkniff; denn es ist ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen dem Mahler, von dem er hier spricht, und zwischen ihm selbst als Mahler der vorgeblichen vollkommensten Republik. Freylich braucht z. B. Zeuxis die Möglichkeit seiner Helena nicht zu beweisen; aber warum dieß? Weil er sie unmittelbar vor die Augen gestellt hat, und (vorausgesetzt ihre Schönheit sey in der That untadelig) Jedermann, der sie anschaut, sich selbst gestehen muß, er verlange nichts Schöneres zu sehen. Damit ist denn auch Jedermann zufrieden, und kümmert sich wenig darum, ob jemahls ein sterbliches Weib eine so schöne Tochter gebohren hat oder künftig gebären wird; genug, daß uns der Mahler von der Möglichkeit einer so hohen Schönheit durch den Augenschein überzegt hat. Es fehlt aber viel, daß es

mit Platons Bepublik derselbe Fall sey; der Augenschein ist nicht zu ihrem Vortheil; die Stimmen der Anschauer sind wenigstens sehr getheilt, und gegen einen, der sie so herrlich findet als sie unserm in sein eignes Werk verliebten Pygmalion vorkommt, sehen wir zwanzig, denen sie ein sehr unvollständiges, übel mit sich selbst übereinstimmendes, überladenes und unnatürliches Fantom von einer Republik scheint, von welcher der Strenge nach zu beweisen ist, daß ihres gleichen unter den Menschen, so lange sie ihre dermahlige Natur behalten werden, weder entstehen, noch, wofern sie auch (wie andere Mißgeburten) durch eine zufällige Verirrung der Natur jemahls ans Tageslicht kommen sollte, lange genug leben könnte, daß es der Mühe werth wäre zu sagen sie sey da gewesen. Der Platonische Sokrates kann sich also der Pflicht, die Möglichkeit seines politischen Kanons darzu-
 thun, mit Recht nicht entziehen; und er selbst scheint dieß so gut zu fühlen, daß er dem ehrlichen, durch seine Induktion zu schnell irre gemachten Glaukon von freyen Stücken einen Vorschlag zur Güte

thut, indem er ihn fragt: ob er zufrieden seyn wollte, wenn ihm gezeigt würde, wie eine seinem Ideale wenigstens sehr nahe kommende Republik zur Wirklichkeit gelangen könnte? Glaukon ist so billig, sich diesen Vorschlag gefallen zu lassen, und Sokrates rückt, nach mehrmaligem Achselzucken, dem vorgeblichen halsbrechenden Wagestück so nahe, daß er bekennt: um allen unsern Republiken eine andere ungleich bessere Gestalt zu geben, bedürfe es nur einer einzigen Veränderung; aber freylich wäre dieses Einzige weder etwas Kleines noch Leichtes, wiewohl nichts Unmögliches. — „Und was ist es denn?“ fragt Glaukon. — Weil es doch einmahl heraus muß, erwiedert Jener, will ich es ja wohl sagen, wiewohl ich Gefahr laufe, von dem ausgelassenen Gelächter, wie von einer ungeheuren Welle, überschwemmt und in den Grund gelacht zu werden; — es ist: „So lange nicht entweder die Philosophen die einzigen Regenten der Staaten sind, oder diejenigen, die man gegenwärtig Könige und Gewalthaber nennt, wahrhaft und in ganzem Ernst philosophiren, so daß die höchste Gewalt im Staat

„und die Philosophie in einem und eben-
 „demselben Subjekt zusammentreffen, und
 „alle, die sich nur auf eine von beyden
 „beschränken, schlechterdings von der
 „Staatsverwaltung ausgeschlossen werden:
 „so lange, lieber Glaukon, ist gegen
 „die Übel, welchen die bürgerliche Ge-
 „sellschaft, ja das ganze Menschenges-
 „schlecht unterliegt, kein Rettungsmittel,
 „— und bis es dazu kommt, wird auch
 „die Republik, von welcher bisher die
 „Rede zwischen uns war, weder möglich
 „werden, noch das Licht der Sonne sehen!”

In der That hatte der verkappte Plato
 hohe Ursache, ungern mit einer Behaup-
 tung herauszurücken, von welcher so
 leicht vor auszusehen war, daß sie eben-
 so stark gegen alle herrschende Begriffe
 und Vorurtheile als gegen das Interesse
 der jetzigen Machthaber anrannte, und
 wenn sie gleich bey den Meisten nur ein
 lautes Gelächter über ihre Ungereimtheit
 erregen würde, von den dermahligen Re-
 gierern selbst, als eine gefährliche und
 durch die politische Nullität unsers Philo-
 sophen verzeihlich gemachte Lehre, mit
 Unwillen angesehen werden mußte. Aber
 auf was für einen Empfang mußte er sich

erst gefasst halten, nachdem man aus dem folgenden sechsten und siebenten Buch verständigt worden war, was er unter dieser Philosophie und diesen Philosophen, welche die Welt ausschliesslich regieren sollten, verstehe! Dafs er nemlich keine andre Philosophie für ächt gelten lasse, als seine eigene, und also sein grosses politisches Geheimmittel gegen alle die Menschheit drückende Übel darauf hinauslaufe: dafs alle Regenten zu Platonen werden, oder vielmehr (da diess, wenn sie auch wollten, nicht in ihrer Macht steht) dafs der einzige mögliche und wirkliche Plato, Aristons und Periklyonens Sohn, zum Universalmonarchen des Erdkreises erhoben werden müfste, wofern das Reich der Themis und die goldne Zeit des alten Kronos wiederkehren sollte? Wenn nun aber auch zu dieser einzigen kleinen Veränderung, wie heilbringend sie immer für das gesammte Menschengeschlecht wäre, nicht die mindeste Hoffnung vorhanden ist, wofür will er dafs wir seine Republik ansehen sollen?

Doch, dem sey wie ihm wolle, dafs grosse Wort ist nun einmahl gesprochen,

Wieland 69. B.

und wir können uns auf unsern Mann verlassen, daß er, seiner verstellten Schüchternheit oder Schamhaftigkeit ungeachtet, keinen Augenblick verlegen ist, wie er sich aus dem Handel ziehen wolle. Er hat sich eines mächtigen Zaubers worts bemeistert, womit er sich gegen Hieb und Stich fest machen, womit er, wie man eine Hand umkehrt, Berge versetzen und Meere austrocknen, womit er Alles in Nichts und Nichts in Alles verwandeln kann. Das Bild, das kein Bild ist — des Dings das kein Ding ist, weil es weder von den Sinnen ertastet, noch von der Einbildungskraft dargestellt, noch vom Verstande gedacht und bezeichnet werden kann, mit einem Wort, die Idee des Dings an sich, das wahre unaussprechliche Wort der Platonischen Mystagogie, die formlose Form dessen was keine Form hat — Was ist unserm dialektischen Thaumaturgen nicht mit diesem einzigen *Aski Kataski*⁴⁾ möglich? Ja, wenn unter dem Wort Philosoph so ein Mensch gemeint wäre, wie unsre gewöhnlich sogenannten Eilosophen, Sofisten, Allwisser, Liebhaber und Kenner des

vermeinten Wahren, Schönen und Guten, welches mit den Augen gesehen, mit den Ohren gehört, mit irgend einem äußern oder innern Sinn gefühlt, von der Einbildungskraft gemahlt, von der plastischen Kunst gebildet, vom Verstand erkannt, von der Sprache bezeichnet, und im wirklichen Leben als Mittel zu irgend einem Zweck oder als Zweck irgend eines Mittels, als Ursache irgend einer Wirkung oder Wirkung irgend einer Ursache, gebraucht werden könnte: wenn solche Philosophen die Welt regieren sollten, dann, meint er, würde sie freylich um kein Haar besser regiert werden als dermahlen. Aber der Philosoph, der an der Spitze seiner Republik stehen soll und an der Spitze des ganzen menschlichen Geschlechts zu stehen verdient, ist ein ganz anderer Mann; der hält es unter seiner Würde, sich mit Betrachtung und Erforschung all des armseligen Plunders der materiellen und einzelnen Dinge, abzugeben, welche (wie der verkappte Sokrates dem ehrlichen Glaukon mit seiner gewöhnlichen dialektischen Taschenspielerkunst sehr wort-

reich und auf mehr als Eine Manier vor-
 spiegelt) weder Etwas noch Nichts,
 sondern eine Art von Mitteldingen
 zwischen Nichts und Etwas sind.
 Das hauptsächlichste, wo nicht einzige
 Geschäft seines Lebens ist, sich auf den
 Stufen der Arithmetik, Geometrie und
 Dialektik zur Betrachtung der einfachen
 und unwandelbaren Ideen der Dinge, und
 von diesen übersinnlichen Wesen bis zum
 mystischen Anschauen des höchsten *Ontós*
On oder Urwesens aller Wesen zu erhe-
 ben, über welches, als etwas an sich
 Unbegreifliches und Uuaussprechliches,
 ihm eine deutliche Erklärung nicht wohl
 zuzumuthen ist; und da er durch diese
 gänzliche Versenkung seines Geistes in
 das, was an sich Wahr, Schön, Ge-
 recht und Gut ist, nothwendig selbst durch
 und durch wahr, edel, gerecht und gut
 werden muß: wo könnten wir einen
 Sterblichen finden, welcher tauglicher
 und würdiger wäre, die Welt zu regie-
 ren, als Er?

Alles dieß aus einander zu setzen, und
 nach seiner Manier zu beweisen, d.
 i. seinen Glaubigen Zuhörern durch weit
 ausgehobte Fragen, Induktionen, alle-

gorische Gleichnisse und subtile Trugschlüsse weiß zu machen, beschäftigt unsern Sokrates in dem größten Theil des sechsten und siebenten Buchs; und da die Natur des Dialogs ihm völlige Freyheit läßt sich nach Belieben vorwärts und seitwärts zu bewegen, und sich über Dieses und Jenes, was er mit Vorthail in ein helleres Licht zu setzen glaubt, mit Gefälligkeit auszubreiten, so war natürlich, daß er — bey Gelegenheit der Schilderung des ächten Philosophen, der bis zum Wahren und Schönen selbst vorzudringen und es in seinem Wesen anzuschauen vermag, im Gegensatz mit den eingebildeten Allwissern und Filodoxen, die ihre Meinungen von den Dingen für die Wahrheit selbst ansehen — über die Quellen der Vorurtheile, welche der groſse Haufe, besonders in den höhern Klassen, gegen die ächten Philosophen heget, über die Ursachen, warum man sie mit anscheinendem Recht für unnütze und vornehmlich zum Regieren ganz untaugliche Leute halte, und über den Grund, warum auch die Philosophen ihres Orts mit Verwaltung solcher heillosen Republiken, wie die ge-

genwärtigen alle seyen, nichts zu thun haben mögen sich alles dessen, was er vermuthlich schon lange auf dem Herzen hat, mit vieler Freymüthigkeit entledigt. Dieser Theil des sechsten Buchs, wo **A d i m a n t h** wieder an die Rede kommt, und durch den Versuch einer Rechtfertigung des popularen Vorurtheils gegen die Philosophen den Sokrates auffordert, sich umständlicher über diese Materie vernehmen zu lassen, scheint mir (dem persönlichen Antheil, welchen Plato an der Sache nimmt, gemäß) mit vorzüglichem Fleiß ausgearbeitet zu seyn; und ausnehmend schön ist unter andern, was er den Sokrates (den ich hier wieder erkenne und reden zu hören glaube) von den Ursachen sagen läßt, woher es komme, daß wahrhaft weise und gute Menschen so selten sind, und so manche Jünglinge, mit den herrlichsten Anlagen, der hohen Bestimmung, zu welcher die Natur sie ausgerüstet hatte, unglücklicher Weise für den Staat und für sich selbst, gänzlich verfehlen, ja desto schädlichere Bürger und Regenten werden, je glänzender die Naturgaben und Talente sind, wodurch sie sich der Liebe und des Ver-

trauens ihrer Mitbürger zu bemächtigen wissen. Weniger die Probe einer strengen Prüfung haltend, wiewohl mit einem leidenschaftlichen Feuer geschrieben, das den auf sich selbst zurücksehenden und seine eigene Sache führenden Plato ver-räth, scheint mir die Stelle zu seyn, wo er die Gründe angiebt, „warum die Wenigen, die im Besitz der wahren Weisheit sind, sich in die möglichsten Verborgtheit zurückziehen und mit den öffentlichen Angelegenheiten unserer verdorbenen Republiken nichts zu schaffen haben wollen, sondern, in ihren eigenen vier Wänden gegen alle Stürme des öffentlichen Lebens gesichert, beym Anblick der allgemein herrschenden Gesetzlosigkeit, genug gethan zu haben glauben, wenn sie, selbst rein von Unrecht und lasterhaften Handlungen, ihr gegenwärtiges Leben in Unschuld hinbringen, um dereinst mit guter Hoffnung freudig und zufrieden aus demselben abzuschieden.“ — Wenn Aristipp und seines gleichen diese Sprache führten, möchte wohl nichts erhebliches dagegen einzuwenden seyn; aber von dem Platonischen Weisen sollte man mit vollem Recht

eine heroischere Tugend fordern dürfen; und ich zweifle sehr, ob irgend eine Republik verdorben genug seyn könne, daß ihm eine solche Verzweiflung an ihrer Besserung erlaubt wäre, oder daß Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit und Furcht vor dem Haß und den Verfolgungen der Bösen für einen zuverlässigen Beweggrund gelten könnte, sich seiner Pflicht gegen das Vaterland zu entziehen. Der wirkliche Sokrates war wenigstens ganz anders gesinnt, und ließ es sich, als er mit sehr guten Hoffnungen aus diesem Leben ging, keinen Augenblick gereuen, das Opfer der entgegen gesetzten Denkart geworden zu seyn.

Aber freylich ist Platons Weiser kein Sokrates; und ihm, der sein höchstes Gut im Anschauen des Schönen und Guten an Sich, und in der dazu erforderlichen Ruhe und Abgeschiedenheit findet, möchte jene Sinnesart um so eher zu verzeihen seyn, da er sich nothwendig sehr lebhaft bewußt seyn muß, daß er nirgends als in seiner idealischen Republik am rechten Ort ist, und wahrscheinlich als Staatsmann in jeder andern eine traurige Figur machen würde.

Ich bin, gegen meinen anfänglichen Vorsatz, indem ich durch ich weiß nicht welchen Zauber, den unser dichterischer Philosoph um sich her verbreitet, mich gezogen fühlte, ihm in seinem mäandrischen Gang beynahe Schritt vor Schritt nachzuschlendern, unvermerkt so weitläufig geworden, daß ich nur so fortfahren dürfte, um über ein unmäßig dickes Buch ein noch dickeres geschrieben zu haben. Die Versuchung ist nicht gering und nimmt mit jedem Schritt eher zu als ab; aber sey ohne Furcht, Eurybates, ich will es gnädig mit dir machen; und wenn du dich entschliessen kannst, mir nur noch in die wundervolle unterirdische Höhle unsers Mystagogen zu folgen, so verspreche ich dir, dich mit allem übrigen zu verschonen, was du noch zu lesen bekämost, wenn ich meine bisherige Umständlichkeit bis ans Ende beybehalten wollte.

Die Behauptung, daß ein Staat nur durch ächte Philosophen wohl regiert werden könne, hatte die Darlegung des Unterschieds zwischen dem unächten und ächten Philosophen herbey geführt. In dieser bis auf den Grund zu kommen, sah sich Plato (denn mit diesem allein, nicht

mit Sokrates haben wir es nun zu thun) genöthigt, seinen Zuhörern einen Blick in das innerste Heiligthum seiner Philosophie zu erlauben. Da er aber hier keine Eingeweihte vor sich hat und dieser Dialog unter die exoterischen, d. i. unter diejenigen gehört, welche weniger für seine auserwählten Jünger als für die immer zunehmende Menge müßiger und wißbegieriger Leser, bey denen ein gewisser Grad von Bildung vorausgesetzt werden kann, geschrieben sind: so war nicht schicklich, und in der That auch nicht wohl möglich, seine Geheimlehre anders als in Bildern vorzutragen, um uns andre Profanen wenigstens durch einen, wiewohl nicht sehr durchsichtigen, Vorhang in die Mysterien derselben blinzeln zu lassen. Hierzu macht er nun zu Ende des sechsten Buchs den Anfang, indem er uns — mit vieler Behutsamkeit, damit nicht zu viel Licht auf einmahl in unsre blöden Augen falle — die Existenz einer zwiefachen Sonne offenbart: der bekannten sichtbaren, die uns zum Wahrnehmen körperlicher Dinge, Gestalten und Schattenbilder verhilft, und einer rein geisti-

gen, folglich auch bloß dem reinen Geist, ohne Beyhülfe der Sinne, der Einbildungskraft und des Gedankens, anschaulichen, (welche er die Idee des Guten und das selbstständige Gute, Auto - Agathon, nennt) in dessen Licht allein das an sich Wahre, Schöne und Gute unserm Geiste sichtbar werden kann. Die neu entdeckte übersinnliche Sonne scheint den wissbegierigen Glaukon so freundlich anzustrahlen, daß Sokrates sich aufgemuntert fühlt, die Vergleichung eine Weile fortzusetzen. Beide Sonnen, sagt er, sind „die Könige zweyer Welten;“ die eine dieser sinnlichen, theils aus körperlichen Dingen, theils aus mancherley vergänglichen, unwesentlichen Erscheinungen zusammengesetzten Welt; die andere der übersinnlichen, dem reinen Verstand allein in dem Lichte des selbstständigen Guten sichtbaren, wesentlichen Dinge. So wie die materielle Sonne über uns aufgeht, erscheinen uns in ihrem Lichte die körperlichen Dinge klar und deutlich; so wie uns dieses Licht entzogen wird, verfinstert sich alles um uns her, wir erblicken nur zweifelhafte, farbenlose, un-

förmliche Gestalten und wissen nicht was wir sehen. Eben so wird uns, so bald unser Geist in das Lichtreich des Auto - Agathon eindringt, auf einmahl die ganze Welt der Ideen, oder der ewigen, unwandelbaren Wesen (*ontós ontón*) aufgeschlossen; wie uns hingegen dieses Licht entzogen wird, sehen wir im Reich der Wahrheit — Nichts, und alles um uns her ist Dunkelheit, Ungewissheit, Irrthum und Täuschung. — So wie uns die Sonne in der materiellen Welt zweyerley Arten von Gestalten sichtbar macht, die wirklichen Körper, und die bloßen Schatten und Abspiegelungen derselben, z. B. blauen Himmel, Wolken, Bäume, Gebüsche u. s. w. in einem klaren Wasser: eben so erlangt unser Geist durch das übersinnliche Licht, das von dem Auto - Agathon über das ganze Reich der Wahrheit ausstrahlt, eine doppelte Art von Erkenntniß: eine rein wahre, von Plato *Nöesis* genannt, und eine mit Wahn und Täuschung vermischte, die ihm *Dianoia* heißt; jene, durch unverwandtes Anschauen in das Reich der Ideen, als die allein wahrhaft wirkliche Welt, in wel-

cher kein Trug noch Irrthum Statt findet; diese durch das Herabschauen in die Welt der Erscheinungen und Täuschungen, wo wir nichts als die Abspiegelungen und Schatten der wesentlichen Dinge erblicken; daher denn auch, natürlicher Weise, nicht mehr Wahrheit in dieser Art von Erkenntniß seyn kann, als in der Vorstellung, die wir von einem Körper bekommen, wenn wir seinen Schatten, oder höchstens seine Gestalt im Wasser erblicken. Unser Sokrates konnte leicht bemerken, daß es dem guten Glaukon, mit dem besten Willen von der Welt, dennoch schwer werde, sich die übersinnlichen Wahrheiten, die durch diese Vergleichenungen angedeutet werden sollten, klar zu machen. Er läßt sich also herab; der Blödigkeit seines geistigen Auges durch eine allegorische Darstellung der Sache zu Hülfe zu kommen. Und nun hören wir ihn selbst!

Stelle dir, sagt er zu Glaukon, die Menschen vor, als ob sie in einer Art von unterirdischer Höhle wohnten, die von oben herein weit offen, bloß durch den Schein eines grossen auf einer entfernten Anhöhe brennenden Feuers erleuchtet

wird. In dieser Gruft befinden sie sich von Kindheit an, am Hals und an den Füßen dergestalt gefesselt, daß sie sich weder von der Stelle bewegen, noch den Kopf erheben und herum drehen können, folglich, gezwungen immer nur vor sich hin zu sehen, weder über noch hinter sich zu schauen im Stande sind. Zwischen dem besagten Feuer und den Gefesselten geht ein etwas erhöhter Weg, und längs desselben eine Mauer, ungefähr so hoch und breit als die Schaugerüste, auf welchen unsre Gaukler und Taschenspieler den Zuschauern ihre Wunderdinge vorzumachen pflegen. Nun bilde dir ferner ein, du sehest neben dieser Mauer eine Menge Menschen mit und hinter einander auf der besagten Straße daherziehen, welche allerley Arten von Geräthschaften, Statuen und hölzerne oder steinerne Bilder von allerley Thieren auf alle mögliche Art gearbeitet, auf dem Kopfe tragen, so daß alle diese Dinge über die Mauer hervorragen. Glaukon findet dieses ganze Gemählde etwas abenteuerlich, und scheint nicht errathen zu können, wo Sokrates mit seinen Gefesselten, die er in eine so seltsame La-

ge setzt, hinauswolle. Gleichwohl, fährt dieser fort, sind sie unser wahres Ebenbild. — Aber bevor er diese Behauptung seinem staunenden Lehrling klar machen kann, muß er die natürlichen Folgen entwickeln, welche die vorausgesetzte Lage für die Gefesselten haben müßte. Fürs erste, sagt er, werden sie, da sie unbeweglich vor sich hinzusehen gezwungen sind, weder von sich selbst und denen, die neben ihnen sind, noch von allen den Dingen, die hinter ihnen vorbeiziehen, sonst nichts erblicken können als die Schatten, die auf die gegenüberstehende Wand der Höhle fallen. Ferner werden sie, falls sie mit einander reden könnten, den Schatten die Namen der Dinge selbst beylegen; und wofern im Grund ihrer Höhle ein Echo wäre, welches die Worte der (ihnen unsichtbaren) Vorbegehenden wiederhohlte, würden sie sich einbilden, die Schatten, welche sie vor sich sehen, brächten diese Töne hervor. Sie würden also unstreitig nichts anders für das Wahre halten; als die Schatten der vorbesagten Geräthschaften und Kunstwerke. Glaukon bejaht alles diess ohne

Widerrede, sogar mit einem großen Schwur; und Sokrates geht desto getroster weiter. Siehe nun auch, sagt er, wie sie zugleich mit ihren Fesseln von ihrer Unwissenheit entbunden würden, wenn die Natur sie von jenen befreien wollte. Gesetzt also Einer von ihnen würde losgebunden und genöthigt plötzlich aufzustehen, den Kopf umzudrehen, zu gehen und zum Licht empor zu schauen, so ist kein Zweifel, daß ihm alles dies Anfangs sehr sauer werden müßte, und daß ihn das ungewohnte Licht blenden und unvermögend machen würde, die Dinge gewahr zu werden, deren Schatten er vorher gesehen hatte. Was meinst du nun daß er sagen würde, wenn ihn jemand versicherte, was er bisher gesehen habe, sey eitel Tand, und jetzt erst habe er wirkliche und dem Wahren näher kommende Gegenstände vor den Augen; und wenn man ihm dann eines der vorübergehenden nach dem andern mit dem Finger zeigte und ihn zu sagen nöthigte was es sey, würde er nicht verlegen seyn, und die zuvor gesehenen Schatten für wahrer halten als was ihm itzt gezeigt wird?

G l a u k o n. Ganz gewiß. S o k r a t e s. Und wenn man ihn zwänge in das Feuer selbst hinein zu sehen, würde er nicht, weil ihm die Augen davon schmerzten, das Gesicht sogleich wegwenden und auf die Schatten zurück drehen, die er ohne Beschwerde anschauen kann, und die er eben deswegen für reeller halten würde, weil er sie deutlicher sähe als die im Licht erblikten Gegenstände? G l a u -

k o n. Nicht anders. S o k r a t e s.

Wenn man ihn nun vollends mit Gewalt und über Stock und Stein aus seiner Höhle heraus an das Sonnenlicht hervor zöge, würde er nicht während der Operation gewaltig wehklagen und ungehalten seyn, und so wie er an die Sonne selbst gekommen wäre, vor lauter Glanz von allem, was wir Andern wirkliche Dinge nennen, nichts sehen können? G l a u - k o n. So plötzlich gewiß nicht. S o k r a t e s. Es wird also, wenn ein solcher Mensch die Dinge hier oben sehen soll, Zeit erfordert werden, bis er sich allmählich daran gewöhnt. Was seine Augen Anfangs am leichtesten ertragen, werden die blossen Schatten seyn; hernach die Bilder von Menschen und andern

Dingen im Wasser, zuletzt diese Dinge selbst. Aber was am Himmel zu sehen ist, und den Himmel selbst, wird er lieber Nachts bey Mondenschein und Sternenlicht, als bey hellem Tag im Sonnenglanze sehen wollen. **Glaukon.** Daran ist kein Zweifel. **Sokrat.** Nach und nach aber wird er es doch endlich so weit bringen, daß er auch die Sonne, nicht bloß ihr Bild im Wasser oder ihren Widerschein in andern Körpern, sondern sie selbst, wie sie ist, und an der Stelle, wo sie sich befindet, anzublicken im Stande seyn wird. **Glaukon.** Das ist nicht anders möglich. **Sokrates.** Und nun wird er auch durch Überlegung und Vernunftschlüsse herausbringen, daß es die Sonne sey, welche das Jahr und die Wechselzeiten desselben ordnet, über allem in der sichtbaren Welt waltet und gewisser Maaßen die Ursache alles dessen ist, was sie zuvor sahen? **Glaukon.** Offenbar muß er von diesem auf jenes geleitet werden. **Sokrates.** Und wenn er sich nun seines vorigen Aufenthalts, und des Begriffs, den man sich dort von der Weisheit macht, und seiner armen Mitgefangenen erinnert, wird

er nicht sich selbst der mit ihm vorgangenen Veränderung wegen glücklich preisen, und die letztern hingegen bemitleiden? **G l a u k o n.** O gar sehr! **S o k r a t e s.** Und wofern, bey diesen, Lobsprüche, Ehrenstellen und Belohnungen für denjenigen Statt fanden, der die vorbeyleitenden Schatten am deutlichsten sah, sich der Ordnung, in welcher sie auf einander gefolgt oder neben einander erschienen waren, am genauesten erinnerte, und wie es künftig damit seyn würde am besten vorhersagen konnte: meinst du Jener würde diese Vortheile vermissen, oder diejenigen beneiden, die bey ihnen geehrt werden und die Oberhand haben, oder er würde nicht lieber (wie Homer den Schatten des Achilles sagen läßt) einem „armen Söldner das Feld als Tagelöhner bestellen,“ und lieber alles erdulden als in seinen vorigen Zustand zurück kehren? **G l a u k o n.** Er würde, denke ich, sich eher alles andere gefallen lassen, als wieder dort zu leben. **S o k r a t e s.** Gesetzt aber, er müßte wieder in die Höhle herabsteigen und seinen alten Platz wieder einnehmen, würde es ihm, wenn er so auf

einmahl aus der Sonne ins Dunkle käme, nicht zu Muthe seyn, als ob er in die dickste Finsterniß versetzt worden sey? Glaukon. Nichts gewisser! Sokrates. Und wenn er dann, bevor er den Gebrauch seiner Augen wieder erlangt hätte (wozu einige Zeit erforderlich seyn würde) von den besagten Schatten wieder Kenntniß nehmen und sich mit den andern Gefesselten darüber streiten müßte, würde er ihnen nicht lächerlich scheinen? würden sie nicht sagen, er wäre durch sein Hinaufsteigen in die obere Gegend um sein Gesicht gekommen; und es sey nicht zulässig, daß man auch nur versuche hinauf zu kommen, und wofern sich jemand unterfinge einen von ihnen zu entfesseln und hinauf zu führen, müßte man ihn greifen und mit dem Tode bestrafen? — Glaukon. Unfehlbar; mit nichts geringerem als dem Tode. Sokrates. Machen wir nun, lieber Glaukon, die Anwendung von diesem ganzen Bilde auf das, was wir vorhin gesagt haben. Die unterirdische Höhle bedeutet diese sichtbare Welt; das Feuer, wovon sie beleuchtet wird, die Sonne; das Aufsteigen in die obere Gegend und was

dort gesehen wird, die Erhebung der Seele in die intelligible Welt. Wenigstens ist dieß meine Vorstellungsart, weil du sie doch zu hören verlangt hast. Ob sie aber die Wahre ist, mag Gott wissen! Genug, mir meines Orts kommt die Sache so vor, wie ich dir sage. Das Höchste in der intelligibeln Welt ist die Idee des Guten, zu deren Anschauen schwer zu gelangen ist, wer aber dazugelangt ist, kann nicht anders als den Schluß machen, daß sie die Grundursache alles dessen sey was recht, schön und gut ist, indem sie in dieser sichtbaren Welt das Licht und den Beherrscher desselben hervorgebracht, in der geistigen hingegen, deren unmittelbare Beherrscherin sie ist, die Wahrheit und den reinen Verstand erzeugt; und das es also schlechterdings nöthig ist sie zu kennen, um in irgend einem öffentlichen oder besondern Wirkungskreise recht zu handeln. Glaukon. Ich denke hierüber wie du, so viel mir immer möglich ist. Sokrates. So stimme mir denn auch darin bey, daß es kein Wunder ist, wenn diejenigen, die von dannen herabkommen, keine

Lust haben, sich mit den menschlichen Dingen abzugeben, sondern von ganzem Gemüth dahin trachten, sich in jener erhabenen Region immer aufzuhalten. Denn es kann, unserm vorigen Bilde gemäß, nicht anders seyn. Glaukon. Das folgt ganz natürlich. —

Hieran mag es genug seyn, lieber Eurybates; und nun erwartest du vermuthlich meine Meinung von diesem Allem? Aber was kann ich dir darüber sagen? Es ist schwer in solchen Dingen überall eine Meinung zu haben. Das Gewisseste, was ich davon sagen kann, ist, daß meine Vorstellungsart so verschieden von der Platonischen ist, als die Grundsätze, von denen wir ausgehen. Wer von uns Recht hat, mag Gott wissen, möchte ich beynahe mit seinem Sokrates sagen. Und doch dünkt mich, wenn ich Alles mit ganz nüchternem Muth überlege, der allgemeine Menschenverstand, oder der allen Menschen einwohnende Sinn für das, was uns Wahrheit ist, spreche ziemlich entschieden für meine Grundsätze. Aber Plato denkt von den seinigen noch vornehmer; denn sie scheinen ihm so gewiß zu seyn, als daß Eins

= Eins ist; wofern wir also nicht etwa den Delfischen Gott zum Schiedsrichter nehmen wollen, wer soll zwischen uns Richter seyn?

Übrigens scheint Plato die Schwierigkeiten, die seyn dichterisches Lehrgebäude drücken, sehr gut zu kennen. Daher die Vorsicht, jede seiner unerweislichen Voraussetzungen durch andere ebenso luftige zu unterstützen; wie ein Dichter, um ein erstes Wunderding glaublich zu machen, immer ein zweytes und drittes in Bereitschaft haben muß. Wir wollen, zum Beyspiel, in Betreff der vorliegenden Allegorie so höflich seyn als sein guter Bruder Glaukon, und über alle die ungereimten Voraussetzungen, ohne welche sie nicht bestehen kann, hinausgehen; aber das wird uns doch zu fragen erlaubt seyn müssen: was die armen Gefangenen verbrochen haben, daß sie an Hals und Füßen gefesselt ihr Leben in dem häßlichen unterirdischen Kerker damit zubringen müssen, unverwandt vor sich hin zu gucken, und, weil sie nichts als Schatten zu sehen bekommen, sie gezwungner Weise für reelle Dinge anzusehen? — Du Erinnerst dich vielleicht,

dafs er die Antwort auf diese Frage schon lange in seinem Fädrus bereit hält. Allerdings, sagt er, haben sie durch ein sehr schweres Verbrechen eine so harte Buße verdient. — Aber zum Unglück finden wir uns, wenn wir ihm auch diese Ausrede, als auf eine ihm besser als uns bekannte Thatsache gegründet, gelten lassen wollen, genöthigt abermahls zu fragen: wie die Idee des Guten (die er zur Grundursache alles Wahren, Rechten und Schönen macht) recht und wohl daran thue, diese Verbrecher mit einer Strafe zu belegen, wodurch ihnen ein fortdauernder Zustand von Unwissenheit und Irrthum unvermeidlich und alles Aufstreben ins Reich der Wahrheit unmöglich gemacht wird? Ich sehe nicht was er antworten kann, um seine Idee des Guten von dem Vorwurf zu retten, dafs sie, gleich den Göttern unsrer Dichter, kein Bedenken trage, diejenigen, die sich gegen sie vergangen haben, aus Rache in unfreywillige Irrthümer und Verbrechen zu verwickeln, blofs um einen neuen Vorwand zu erhalten, mit den armen Unglücklichen noch grausamer verfahren zu können.

Diesen und einer Menge anderer Klippen und Untiefen, zwischen welchen die Platonische Philosophie, unter beständiger Gefahr zu scheitern oder auf dem Sande sitzen zu bleiben, sich durcharbeiten muß, entgehen wir andern ächten Sokratiker freylich durch den grossen Grundsatz unsers Meisters: bloß über die menschlichen Dinge menschlich zu filosofieren, und die göttlichen, als über unsern Verstand gehend, unbesorgt den Göttern zu überlassen: aber wir bekennen uns dadurch auch zu einer Unwissenheit, die uns mit den ungelehrtesten Idioten in eine Reihe stellen würde, wenn wir nicht wenigstens diels voraus hätten, daß wir die Ursachen kennen, warum diese Unwissenheit unvermeidlich ist. Dem ungeachtet läugne ich nicht, daß der Hang alles, was um, über und unter uns ist, ergründen zu wollen, — wiewohl er sich nur bey wenigen außerordentlichen Menschen in seiner ganzen Stärke zeigt — dennoch eines der Merkmale zu seyn scheint, wodurch sich der gebildete und seiner Vernunft mächtig gewordene Mensch von dem bloßen Thiermenschen unterscheidet. Er gehört zu

dem ewigen Streben ins Unbegränzte, welches das große Triebrad der unbestimmbaren Vervollkommnung ist, deren höchsten Punkte das Menschengeschlecht sich in einer Art von unermesslichen Spirallinie langsam und unvermerkt anzunähern scheint. Werden wir jemahls dieses Ziel erreichen? Oder bewegen wir uns (wie der Ägyptische Hermes gesagt haben soll) in einem Zirkel, dessen Mittelpunkt überall und dessen Umkreis nirgends ist? Und ist vielleicht gerade dieß die einzige Möglichkeit, wie wir uns immer bewegen, d. i. nie zu seyn aufhören können? — Auch die Natur, Freund Eurybates, hat in ihren großen Mysterien unaussprechliche Worte, die wir entweder nie erfahren werden, oder welche der, dem sie sich enthüllte, nicht verrathen könnte, weil es ihm an Worten fehlen würde sich andern verständlich zu machen? Befände sich jemahls ein Sterblicher in diesem glücklichen Falle, würde er nicht, wenn er von dem, was unaussprechlich ist, sprechen wollte, genöthigt seyn, seine Zuflucht, wie Plato, zu Bildern und Allegorien zu nehmen? Und da er doch sicher darauf rechnen

könnte, mit seinen Offenbarungen von Niemand verstanden, und nur von sehr Wenigen vielleicht, gleich fernem das Ohr kaum noch leise berührenden Tönen, mehr geahnet als gehört zu werden, thät' er nicht eben so wohl, wenn er gar nicht davon spräche? — Aber was hätte da der göttliche Plato zu thun gehabt? — Ich beantworte also jene Frage mit Nein; aber nun auch keine Sylbe weiter!

8.

Fortsetzung und Beschluß des Vorigen.

Meinem Versprechen zu Folge werde ich die vier Bücher, die noch vor uns liegen, wie reich und schwer an Inhalt sie auch sind, und wie viel gegen Manches zu erinnern wäre, wenn es scharf gesichtet werden sollte, so schnell als möglich durchlaufen, und (wenn anders die Versuchung nicht hier oder da gar zu stark werden sollte) nicht mehr davon sa-

gen, als zur Übersicht des Ganzen nöthig ist.

Die Behauptung, „dass die beste (der „Vollkommenheit am nächsten kommenden) Republik nur unter der einzigen Bedingung, wenn sie ächte Philosophen zu „Regenten habe, realisiert werden könne,“ hatte den Platonischen Sokrates auf die verschiedenen Untersuchungen und Erläuterungen geführt, die den Inhalt des sechsten Buchs ausmachen. Die allegorische Dichtung zu Anfang des siebenten sollte das, was er über ächte und unächte Philosophie, über Irrthum, Wahrheit und Meinung (die zwischen beyden liegt) vorgebracht hatte, durch ein passendes Fantasiebild begreiflicher machen. Das Resultat davon ist: dass nur der, dessen Geist aus der Sinnenwelt (die uns andern gemeinen Menschen die wirkliche scheint) in die Welt der Ideen emporgestiegen, und durch diese sich endlich bis zum unmittelbaren Anschauen der Idee des Guten erhoben hat, den Namen eines Philosophen verdiene, Da nun unsre Republik lauter solche Philosophen zu Vorstehern haben soll, so fragt sich: durch was für eine Erzie-

hung diese letztern zu ihrer Bestimmung
 zubereitet, auf welchen Stufen sie zu
 ihr empor geführt, und welchen Prü-
 fungen sie unterworfen werden sollen,
 bevor sie für fähig und würdig zu erken-
 nen sind, in unsrer Republik das zu
 seyn, was die Vernunft in dem Mi-
 krokosmos der menschlichen Seele
 und die Idee des Guten im Welt-
 all ist? Diese Aufgaben beschäftigen
 unsern Philosophen durch das ganze sie-
 bente Buch, und geben ihm, indem er
 von den Wissenschaften spricht,
 wodurch seine künftigen Archonten sich
 den Eingang in die über sinnliche Ideen-
 welt eröffnen sollen, Gelegenheit, man-
 ches Brauchbare zu sagen, aber auch man-
 ches, das mir und vermuthlich seinen
 meisten Lesern ziemlich unverständlich
 ist, und uns den Argwohn abnöthigt,
 daß er uns entweder absichtlich tantai-
 sieren, oder eine Unwissenheit, die
 er mit uns und allen andern Sterblichen
 gemein hat, hinter die vielversprechende
 geheimnißvolle Miene, womit er uns —
 Nichts offenbart, verstecken wolle. Die
 Wissenschaften, welche seine künftigen
 Archonten mit besondern Eifer treiben

sollen, sind die Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik. Aber dais du dir ja nicht einbildest, der Platonische Sokrates denke über diese Wissenschaften wie der Sohn des Sofroniskus, der seinen jungen Freunden zu rathen pflegte, sich nicht tiefer in sie einzulassen, als zu ihrem Gebrauch im Rechnen, Feldmessen, in der Schiffart und zum Singen, Citherspielen und Tanzen nöthig ist! Gerade das Widerspiel; er spricht von dem praktischen Theil derselben mit einer Art von Verachtung, und empfiehlt sie seinen Zöglingen nur, in so fern sie die Seele durch Betrachtung des Übersinnlichen reinigen, und zum Anschauen des Wesens der Dinge und der Idee des Guten tüchtiger machen. In dieser Rücksicht räumt er der Dialektik (die ihm etwas ganz anders ist als was gewöhnlich unter diesem Nahmen verstanden wird) die oberste Stelle unter allen (in Vergleichung mit ihr nur uneigentlich so genannten) Wissenschaften ein, weil sie sich (wenn ich ihn anders recht verstehe) zu den übrigen verhält, wie in seinem vorigen Gleichnißbilde von den Gefesselten in der un-

terirdischen Höhle das Anschauen der Sonne selbst zum Anschauen des Feuers, welches den Gefesselten die Schatten der zwischen ihnen und dem Feuer vorübergetragenen Dinge sichtbar macht; daher denn auch niemand als der wahre Dialektiker im Stande ist, die übrigen Wissenschaften so zu veredeln, daß sie zu Stufen werden, worauf die Seele, nachdem sie sich von allem was ästhetisch ist losgewunden hat, „vermittelst eines Organs, das mehr als Zehntausend körperliche Augen werth ist,“ zur unmittelbaren Anschauung des Autoagathon, als dem höchsten Endpunkt alles Reindenkbaren, sich erheben kann. Mehr verlange nicht, daß ich dir von diesen übersinnlichen Geheimnissen sagen soll; denn ich gestehe dir unverbohlen, daß mein Geistesauge (mit Plato zu reden) noch zu sehr mit barbarischem Schlamm (*borborô barbarikô*) überzogen ist, um von dem unendlich subtilen dialektischen Licht, womit dieses siebente Buch erfüllt ist, nicht geblendet zu werden. Beynahe möchte man den wackern Glaukon beneiden, der, wie es scheint, als ein ächter jun-

ger Adler mit heilen Augen in diese Sonne schauen kann, und dem alles, was er bloß hört, auf der Stelle so klar einleuchtet, als ob er es aus Platons eignen Augen sähe.

Ensthaft von der Sache zu reden, Eurybates, glaube ich trotz der Blödigkeit meines Gesichts für unsichtbare Dinge, ziemlich klar zu sehen, daß es nur auf den guten Willen unsers M y s t a g o g e n angekommen wäre, die erhabene Lehren die er uns, bald in die seltsamsten Bilder verschleyert, bald in einer nur ihm und seinen Eingeweihten verständlichen Sprache, als eine Art von Räthsel zu errathen giebt, in der Sprache der Menschen deutlich genug vorzutragen, daß jeder nicht gänzlich im Denken ungeübte Leser sie ohne große Anstrengung hätte verstehen können. Aber vielleicht würden sie dann auch nicht wenig von dem hohen Werth, den er ihnen beylegt, verlohren haben, und es wäre bey dem ersten Blick in die Augen gefallen, daß wir durch die Verwandlung bloßer ausgeweideter Gedankenformen in das was er Ideen nennt, und sogar durch das Aufschauen zu seinem A u-

toagathon. — in welches unser geistiges Auge, ebenso wenig als unser leibliches in die Sonne, länger als einen Augenblick (und auch da nicht ohne zu erblinden) schauen könnte, — bey weitem nicht soviel gewinnen als er uns zu versprechen scheint. Denn es hat (menschlicher Weise von der Sache zu reden) mit diesem Autoagathon, diesem König der unsichtbaren Welt, diesem ersten unergründlichen Grund alles dessen was wahrhaftig ist, so ziemlich eben dieselbe Bewandniß wie mit der Sonne, dem Herrscher in der sichtbaren. Was wir von beyden wissen, ist sehr wenig, und wir reichen nicht weit damit, wenn es darum zu thun ist, uns eine reelle, d. i. im praktischen Leben brauchbare und hinreichende Kenntniß der Menschen und der Dinge um uns her anzuschaffen, deren wir gleichwohl am meisten bedürfen, da von den Verhältnissen dieser Menschen und dieser Dinge zu uns, und von der Art, wie wir diese gebrauchen und uns gegen jene benehmen, unser Wohl oder Weh abhängt. Ob die Welt um uns her aus reellen Dingen oder bloßen Erscheinungen

bestehe, wenn es für gesunde Menschen auch eine Frage seyn könnte, wäre doch eine unnütze Frage, weil wir uns, um nicht wie Thoren zu handeln, immer so benehmen müssen, als ob Alles, was gesunden und vernünftigen Menschen reel scheint, es auch wirklich sey. Sich mit Gewalt in eine unsichtbare Ideenwelt einzuträumen oder hinein zu abstrahieren, ist schwerlich der rechte Weg, die Sinnenwelt, die nun einmahl unser Wirkungskreis ist, kennen zu lernen; aber wohl das unfehlbarste Mittel, eine jede andere als die Rolle eines schwärmerischen Mystosofen ziemlich schlecht in ihr zu spielen. Was würde man von einem zum Mahler oder Bildner bestimmten Menschen sagen, der, wenn er in eine Galerie von Bildsäulen und Gemälden der besten Meister geführt würde, diese Kunstwerke, weil sie doch nichts als leblose und unvollkommene Nachbildungen wirklicher Menschen, Götter und Göttersöhne seyen, mit Verachtung anekeln und sich noch groß damit machen wollte, daß er nur die Urbilder seines Anbliks würdig halte? — Doch dies

im Vorbeygehen; denn eine scharfe Untersuchung dessen, worauf es in dem Streit zwischen dem göttlichen Plato und dem gesunden Sokratischen Menschenverstand ankommt, würde mich viel weiter führen als ich mir in diesen Briefen zu gehen vorgesetzt habe und es kann, dünkt mich, an den Winken genug seyn, die ich hierüber hier und da bereits gegeben habe.

Nachdem unser Platonischer Sokrates das Kapitel von der Erziehung und Vorbereitung, und den darauf folgenden Beschäftigungen und Prüfungen, wodurch die zur Regierung seiner Republik bestimmten Personen bey derley Geschlechters zu dem erforderien hohen Grad von Weisheit und Tugend gebildet werden sollen, im siebenten Buche zu Ende gebracht hat, beginnt er das achte mit einer summarischen Wiederholung der Resultate alles dessen, was vom fünften an bisher zwischen ihm und den beyden Brüdern abgehandelt worden, und nimmt, mit Glaukons unbedingter Beystimmung, als etwas Ausgemachtes

an: dafs in einer vollkommen wohleingerichteten Republik erstens Weiber, Kinder, Erziehung und Ausbildung zu allen in Krieg und Frieden nöthigen Eigenschaften, in den beyden obern Ständen gemeinschaftlich seyn müssen; zweytens, der zur Vertheidigung bestimmte Stand kein Eigenthum besitzen dürfe, und drittens aus demselben nur die vollendetsten und bewährtesten Philosophen und Kriegsmänner zu Regenten oder Königen (wie er sie nennt) erwählt werden sollen. Beyde erinnern sich nun des Orts, von wo aus Sokrates durch Adimantus und Polemarchus Zudringlichkeit in diesen Labyrinth von grofsen und kleinen Digressionen, Absprünge und Widergängen verleitet worden; und da beyde gleich geneigt sind, der eine zu reden, der andere zuzuhören: so wird nun der im Eingang des fünften Buchs angefangene, aber sogleich unterbrochne Diskurs über die verschiedenen Staatsformen wieder aufgenommen, und gezeigt, wie einer jeden dieser Verfassungen (welche unser Philosoph auf fünf, nemlich Eine gesunde und vier mehr oder weniger verdorbene, zurückführt)

eine ähnliche Verfassung im Innern des Menschen entspreche. Die einzige gesunde Staatsverfassung ist ihm die Aristokratie, d. i. die Regierung der Besten, oder (was bey ihm einerley ist) der Philosophen. Ob sie Monarchisch oder Polyarchisch sey, gilt gleichviel, wenn nur die Philosophie regiert, und alles nach dem Modell seiner bisher beschriebenen Republik eingerichtet ist, Unglücklicher Weise (sagt er) ist auch diese vollkommenste Verfassung, wie alle Dinge unter dem Mond, der Verderbnis unterworfen; sie kann und muß nach und nach krank werden, und sobald dieser Fall eintritt, artet sie in die erste der ungesunden Verfassungen, in die Timokratie oder Herrschaft der Ehrgeitzigen aus, so wie diese, wenn sie den höchsten Grad ihrer Verderbnis erreicht hat, sich in die Oligarchie, und diese, aus der nehmlichen Ursache, sich in die Demokratie verwandelt; welche, durch eine ebenso natürliche Folge, endlich in der verdorbensten und verderblichsten aller Staatsformen, der Tyrannie, ihren Untergang findet. Wie es mit diesen Verwandlungen zugehe,

den Charakter und so zu sagen die Krankheits-Geschichte dieser vier Perioden einer ursprünglich kerngesunden, aber nach und nach ausartenden und kachektisch werdenden Republik, und eine genetische Schilderung der Gemüthsverfassung und Sitten eines jeder von den vier verdorbenen Regierungsarten entsprechenden einzelnen Menschen, alles dieß wird im achten und neunten Buch, aus dem Gesichtspunkt, worauf uns Plato gestellt hat, auf eine sehr einleuchtende Art mit vieler Wahrheit und Zierlichkeit vorgetragen. Man erkennt in der Schilderung der Timokratie das heutige Sparta auf den ersten Blick; auch Korinth, Argos, Theben und andere ihres gleichen, werden sich in seiner Oligarchie nur zu gut getroffen finden: aber die Darstellung und Würdigung der Demokratie, wozu er an seiner eigenen Vaterstadt das trefflichste Modell vor Augen hatte, geht über alles. Sie ist ein Meisterstück sokratisch-attischer Feinheit und Ironie; zwar etwas scharf gesalzen und reichlich mit Silfion gewürzt; aber wenn den Athenern noch zu helfen wäre, so müßte diese

Arzney wirken: oder, richtiger zu reden, wenn sie (wie Plato selbst schwerlich anders erwartet) ungefehr eben so viel wirkt als die Ritter, die Vögel und die Wespen des Aristofanes, d. i. Nichts, so ist den Athenern schwerlich zu helfen. Gleichwohl sollt' es mich wundern, wenn diese Satire auf die Demokratie nicht gerade das wäre; was ihnen in diesem ganzen Dialog am meisten Vergnügen macht.

Ich für meine Person, wurde auf eine angenehme Weise überrascht, da ich den Sokrates in diesem achten Buch sich selbst unverhofft wieder so ähnlich fand, daß ich ihn zu hören geglaubt haben würde, hätte nicht Plato recht geflissentlich dafür gesorgt, uns gleich zu Anfang durch ein unfehlbares Mittel gegen diese Täuschung zu verwahren. Er bewirkt dieß durch eine Probe seiner Geschicklichkeit in der dialektischen Arithmetik, oder arithmetischen Dialektik, die so hoch über allen Menschenverstand geht, oder, um das Ding mit seinem rechten Nahmen zu nennen, so rein unsinniger Unsinn ist, daß man die Stelle zwey oder dreymahl lesen muß, ehe

man seinen Augen glauben kann, daß sie wirklich dastehe. Sie befindet sich zu Anfang des achten Buchs, wo die Rede von der Möglichkeit ist, daß sogar die beste und vollkommenste Republik nach und nach ausarte sich in eine T i - m o k r a t i e verwandle. Diese Aufgabe, deren Auflösung für einen Mann von unverschrobenem Kopf wenig Schwierigkeit hat, scheint ihm so schwer zu seyn, daß er den Glaukon fragt, ob sie nicht, nach Homerischer Weise die M u s e n anrufen wollten, ihnen zu sagen, wie es zugehen müßte, wenn sich in einer so wohl geordneten Republik ein Aufstand sollte ereignen können. Wahr ist's, er setzt sogleich hinzu: „wollen wir sie „nicht bitten, sich einen kleinen Spafs „mit uns zu machen, wie wenn man „kleinen Knaben spielend läppisches „Zeug in einem tragischen Ton und hoch- „trabenden Worten als etwas gar ernst- „haftes und wichtiges vordeklamirt?“ — und heißt daß nicht, sich deutlich genug erklären, daß er selbst die hierauf folgende Auflösung des Problems für nichts bessers als Kinderpossen gebe? Aber wir kennen diese Art ironischer

Neckerey an ihm, und er soll uns nicht glauben machen, daß ein so gravitatischer Mann wie er, auf eine so unanständige und zwecklose Art den Narren habe mit uns treiben wollen, indem er uns auf eine sehr ernsthafte Frage die rechte Antwort zu geben Miene macht. Ganz gewiß hat er also mit dem arithmetisch geometrischen Unsinn, den er den Mäusen in den Mund legt, mit diesem unerrathbaren Räthsel einer durch die verworrensten und unverständlichsten Bezeichnungen angedeuteten oder vielmehr nicht angedeuteten geometrischen Zahl — durch deren Einfluß Kinder von schlechterer Art so nothwendig gezeugt werden müssen, daß, „wofern die Vorsteher unserer Republik „aus Unwissenheit dieser unglücklichen „Zahl sowohl als der ihr entgegengesetzten vollkommenen, welche den Zeitpunkt des göttlichen Erzeugnisses bezeichnen soll, den rechten Augenblick, ihre Bräute und Bräutigame „zusammen zu lassen, verfehlen, es unmöglich ist, daß die Republik eine an Leib und Seele wohlbeschaffene, glücklich organisierte Nachkommenschaft er-

„erhalten könnte;“ — ganz gewiß, sage ich, hat Plato mit diesem aller menschlichen Vernunft spottenden Räthsel etwas sagen wollen; wär' es auch nur, daß er seine gutmüthigen Leser zu glauben nöthigt, Er selbst besitze den Schlüssel zu diesem Geheimniß, ohne welches seine Republik, trotz aller vorhergegangenen Beweise ihrer Möglichkeit, nimmermehr zu Stande kommen kann, wofern er sich nicht erbitten läßt, den künftigen Vorstehern das Verständniß hierüber zu öffnen. Denn nach seiner ausdrücklichen Versicherung ist das Geheimniß dieser Zahlen so beschaffen, daß die Vorsteher, „wie weise sie auch seyn möchten, es weder auf ästhetischem Wege (durch Sinne, Einbildung und Divination) noch durch Vernunftschlüsse herausbringen könnten;“ so daß es also ein bloßes glückliches Ugefahr wäre, wenn sie jemahls den rechten Moment zur Zeugung ihrer Staatsbürger treffen würden ^{5.)} Auf alle Fälle hat unser Philosoph sich durch diese neue Probe seiner übermenschlichen Kenntnisse in ein sehr beschwerliches Dilemma verstrickt. Denn entweder sind ihm jene mysti-

schen Zahlen bekannt oder nicht. Sind sie ihm nicht bekannt, wie ist es möglich, daß er, um eintältigen Lesern weils zu machen, Er kenne sie, lieber baaren Unsinn vorbringen als seine Unwissenheit gestehen will? Kennt er sie aber, was in aller Welt konnte ihn bewegen sie in ein Räthsel, und dieses Räthsel in Worte und Sätze einzuwickeln, von welchen er selbst gewiß seyn muß, daß sie dem gelehrtesten und scharfsinnigsten seiner Leser eben so unverständlich sind als dem unwissendsten und blödsinnigsten? Und da nun einmahl (wie er sagt) außer seiner Republik kein Heil ist, diese aber, so lange seine beyden Zeugungs - Zahlen ein Geheimniß bleiben, niemahls, wenn sie auch zu Stande käme, in die Länge bestehen könnte: war es nicht seine Schuldigkeit, sie auf eine wenigstens den Gelehrten verständliche Art der Welt mitzutheilen? ist er nicht dem menschlichen Geschlecht auch ohne Rücksicht auf seine idealische Republik eine so wohlthätige Entdeckung schlechterdings schuldig? Was sollen wir von dem Manne denken, der ein unfehlbares Mittel, die ganze menschliche Gat-

tung zu veredeln, besitzt, und wiewohl er selbst keinen Gebrauch davon machen will oder kann, es nicht nur für sich allein behält, sondern sogar ein leichtfertiges Vergnügen daran zu finden scheint, es den Leuten mit einem dicken Tuch siebenfach bedeckt vorzuzeigen, und sobald er sie recht gelüstig darnach sieht, ihnen den Rücken zu weisen und lachend davon zu gehen? Ich zweifle sehr, ob Aristofanes selbst, wenn er unsern Mystosofen zum Helden eines Seitenstücks der Wolken hätte machen wollen, es gewagt hätte, ihm eine so erbärmliche Rolle anzudichten, als er hier, in einer unbegreiflichen Eklipse seiner Vernunft, mit augenscheinlichem Wohlgefallen an sich selbst von freyen Stücken spielt.

Es giebt vielleicht kein auffallenderes Beyspiel, wie nachtheiliges es ist in mehrern und entgegengesetzten Fächern zugleich glänzen zu wollen, und wie wohl Plato daran thut, die Künstler und Handarbeiter in seiner Republik durch ein Grundgesetz auf eine einzige Profession einzuschränken, — als sein eigenes. Glück-

lich wär' es für ihn gewesen, wenn die Athener ein Gesetz hätten, vermöge dessen ihren Bürgern bey schwerer Strafe verboten wäre, in eben demselben Werke den strengen Dialektiker, den Dichter, und den Schönredner zugleich, zu machen. Vermuthlich würde Plato jedes von diesen dreyen in einem hohen Grade gewesen seyn, wenn er sich auf Eines allein hätte beschränken wollen: aber da er diesen dreifachen Karakter in sich vereinigen will, und dadurch alle Redner, Dichter und Dialektiker vor und neben ihm auszulöschen glaubt, kann er neben keinem bestehen, der in einem dieser Fächer ein vorzüglicher Meister ist; denn er ist immer nur halb was er seyn möchte. Wo er scharf räsonnieren sollte, macht er den Dichter; will er dichten, so pfuscht ihm der grübelnde Sofist in die Arbeit. Hat er uns einen strengen Beweis oder eine genau bestimmte Erklärung erwarten lassen, so werden wir mit einer Analogie oder mit einem Märchen abgefertigt; und was oft mit wenigem am Besten gesagt wäre, webt er mit der unbarmherzigsten Redseligkeit in klasterlange, aus einer einzigen Metafer gesponnene Alle-

gorien aus. Statt der Antwort auf eine Frage, zu welcher er uns selbst genöthigt hat, giebt er uns ein Räthsel aufzurathen; und wo das zweckmälsigste wäre, geradezu auf die Sache loszugehen, führt er uns, für die lange Weile, in mühsamen Schlangenlinien, Berg auf Berg ab, durch dick und dünn, oft so weit vom Ziele, daß er selbst nicht mehr weiß wo er ist, und uns eine gute Strecke lang wieder zurückführen muß, um die Strasse, die er ohne Noth verlassen hat, wieder zu finden. Das letztere begegnet ihm so oft, daß dieser Dialog, dessen ungeheure Länge die Geduld des mülsigsten und leselustigsten Lesers endlich mürbe macht, wenigstens um den vierten Theil kürzer wäre, wenn er das bereits gesagte nicht so oft wiederhohlen müßte, um wieder in den Zusammenhang zu kommen. Dieß ist auch zu Anfang des neunten Buchs der Fall, worin er das Ideal des vollständigsten Bösewichts, dem er (gegen den Sprachgebrauch) den Namen Tyrann beylegt, mit seiner gewöhnlichen rhetorischen Ausführlichkeit vor unsern Augen entstehen läßt; erst als

bloßen Privatmann, wie er sich in der Demokratie durch den Zusammenfluß aller möglichen befördernden Umstände zum künftigen Tyrannen bildet; sodann als wirklichen Beherrscher des Staats, von welchem er sich durch die schändlichsten Mittel zum unbeschränkten Gebieter und Eigenthumsherren gemacht hat. Da es in diesem Buch bloß darum zu thun ist, die Lehre des Thrasymachus, welche zu dieser ganzen Unterhaltung Anlaß gegeben, bis zum Widerspruch mit sich selbst zu treiben und also in ihrer ganzen Ungeheimtheit darzustellen, und dieses nicht auffallender als durch den Kontrast zwischen dem Ideal eines Tyrannen mit dem Ideal eines philosophischen Königs, und zwischen dem Glück eines von Diesem mit idealischer Weisheit regierten — und dem Elend eines von Jenem ohne Maß und Ziel mißhandelten Staats, geschehen konnte: so wollen wir unsern philosophierenden Dichter nicht darüber anfechten, daß sogar unter den berühmtesten Dreißigen, welche in Platons früher Jugend einige Monate lang zu Athen tyrannisirten, kein solches Ungeheuer war, wie sein idealischer Tyrann ist; und daß

er also von den sogenannten Tyrannen überhaupt und von dem jammervollen Zustand der von ihnen unterjochten Staaten manches behauptet, was sich in der wirklichen Welt ganz anders befindet. Wir würden damit nichts gegen ihn beweisen; denn es ist ihm hier nicht um *T h a t s a c h e n*, sondern um einen vollständigen Karakter der Gattung zu thun, und es muß ihm eben so gut erlaubt seyn, zum Behuf seines Zwecks, alle Laster und Abscheulichkeiten, die seit dem Trazischen *Diomedes* und dem Ägyptischen *B u s i r i s* bis auf den heutigen Tag, von kleinen und großen Tyrannen begangen worden, in ein einziges fantastisches Subjekt zusammen zu drängen, als einem komischen Dichter erlaubt ist, die lächerlichsten Charakterzüge von hundert Geitzhälsen in einen einzigen zu verschmelzen. Freylich hätte es dieser mühsamen Auseinandersetzungen, und dieser langen Kette von Fragen und Antworten, Bildern, Gleichnissen und Induktionen nicht nöthig gehabt, um am Ende nichts mehr als eine so einleuchtende Wahrheit als diese; „vollkommene Ungerechtigkeit wür

„de die Menschen äußerst elend, vollkommene Gerechtigkeit hingegen höchst glücklich machen,“ zur Ausbeute davon zu tragen. Aber wir wollen auch so billig seyn, unsern Mann nach seinem Zwecke zu beurtheilen, der im Grunde doch wohl kein anderer war, als diesen Gegenstand als Dichter und Schönredner zu behandeln, und die Leser dadurch gewissermaßen zu dem neuen hitzigen Ausfall vorzubereiten, den er im zehnten Buch auf den guten alten Homer und überhaupt auf die nachahmenden und darstellenden Künste thut.

Auch hier holt er, wie gewöhnlich, weit aus, um den ehrlichen Glaukon durch eine Reihe von Analogismen und Paralogismen und eine einseitige schiefe Ansicht der Künste, die er aus einer wohlbestellten Republik verbanni wissen will, zu seiner Meinung zu verführen, ohne ihn wirklich überzeugt zu haben; was ihm bey einem jungen Menschen nicht schwer werden kann, der die Bescheidenheit so weit treibt, unverhohlen zu bekennen, „er werde sich in Sokrates Gegenwart nie unterstehen seine eigene

„Meinung von etwas zu sagen.“ — Lächerlich (dünkt mich) würde sich einer machen, der den kraftlosen Beweis ernsthaft bestreiten wollte, welchen Plato aus seiner Theorie von den Ideen gegen die besagten Künste führt. Ich für meinen Theil finde seine Distinktion der dreyerley Bettstellen, „der wahren wesentlichen d. i. der Ideali-
schen, deren Naturschöpfer (Fy-
turg) Gott ist — der einzelnen, die der Drechsler macht, und welche, da sie nicht die Ur-bettstelle selbst ist, eigentlich nur eine Art von Schattenbild derselben oder eine Quasi-Bettstelle vorstellt, und der gemahlten, die, als eine bloße Nachahmung der gedrechselten, im Grunde gar keine Bettstelle, und also, Platonisch zu reden, gar Nichts ist, — ich finde das alles sowohl, als die Anwendung, die er davon gegen die gesamten nachahmenden Künste macht, ungemein lustig zu lesen; und würde mich am Ende nur verwundern, wie eben derselbe Mann, der, so oft er sich vergiftet und gleich andern natürlichen Menschen von menschlichen Dingen menschlich

spricht, so verständig räsontiert, sich auf einmahl wieder in solchen Unsinn versteigen kann; es würde mich wundern, sag' ich, wenn ich nicht aus so vielen Beyspielen wüßte, daß eine einzige Vorstellung, die sich zur Tyrannin aller andern In einem fantasiereichen Kopf aufgeworfen hat, so bald sie angeregt wird, die Wirkungen der Verrücktheit und des Wahnsinns hervorzubringen fähig ist, Wenn übrigens unsre Dichter, Mahler, Schauspieler und wersonst hierher gehört, anstatt aus der Fehde, die er ihnen in diesem Dialog mit so großem Gebraus ankündigt, Ernst zu machen, sich begnügen über ihn zu lachen, so werden sie alle Vernünftigen auf ihrer Seite haben; denn das Unglück aus seiner Republik ausgeschlossen zu seyn, ist doch wohl der einzige Schade, der ihnen aus allem, was er ihnen Böses nachsagt, zuwachsen kann; und diese Republik hat für ihres gleichen so wenig anziehendes, daß sich schwerlich auch nur ein Tischmacher in ganz Athen finden wird, welcher Lust haben könnte um das Bürgerrecht in derselben anzuhalten.

Alles in der Welt muß endlich ein Ende nehmen; und so erinnert sich auch unser Sokrates, dem der Gaumen vermuthlich trocken zu werden anfängt, daß die Rede in diesem Gespräch eigentlich nicht von Dichtern und nachahmenden Künstlern, sondern von dem wahren Karakter der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit habe seyn sollen, und von den Wirkungen, welche die eine und die andre in einer von ihr beherrschten Seele hervorbringt. Er lenkt also mit einer ziemlich raschen Wendung wieder in den Weg ein, aus dem er schon so oft ausgetreten ist: und sobald er sich und seine Zuhörer orientiert hat, zeigt sich, daß ihm, nachdem er den Beweis,

„daß die Gerechtigkeit an und durch
 „sich selbst das beste und edelste
 „Besitzthum der an und in sich
 „selbst betrachteten Seele sey, und
 „daß man also, ohne alle Rück-
 „sicht auf Vortheil und Lohn, im-
 „mer gerecht handeln müsse, man
 „besitze den Ring des Gyges
 „oder nicht,“

gegen die Behauptungen des von Glaukon und Adimanth unterstützten Thrasy-

machus, aufs vollständigste und bündigste geführt zu haben vermeint, nun nichts übrig sey, als der Gerechtigkeit selbst — Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, „ihr „Alles, was er ihr zum Behuf jenes Be- „weises nehmen müssen, wiederzuge- „ben, und sie wieder in den vollen Be- „sitz aller Belohnungen einzusetzen, „welche die Tugend einer Seele bey „Göttern und Menschen im Leben und „nach dem Tode verschaffe.“

Dieß ist es nun, womit er sich im Rest dieses letzten Buchs beschäftigt. Nachdem er nemlich die unendlichen Vortheile des Gerechten oder Tugendhaften vor dem Lasterhaften oder Ungerechten, selbst in bloßer Rücksicht auf die Belohnungen, welche jener, und die Strafen, welche dieser von Göttern und Menschen schon in diesem Leben zu gewarten habe, mit beständiger Rücksicht auf die gegentheiligen Behauptungen des Thrasymachus und seiner Gehülfen, kürzlich dargethan hat, und Glaukon von der Menge und GröÙe jener Vortheile des Gerechten überzeugt zu seyn versichert, fährt Sokrates fort: das alles sey doch Nichts gegen das, was auf Beyde nach ihrem To-

de warte, und es werde zur Vollständigkeit seiner Überzeugung nöthig seyn zu hören, was er ihm hiervon zu sagen bereit sey. Glaukon, der sich nach einer solchen Äußerung auf wundervolle Dinge gefasst macht, versichert, daß er, wie lang' es auch währen möchte, mit Vergnügen zuhören werde; und so folgt denn eine sehr umständliche Erzählung des Berichts, den ein gewisser Armenier Namens Er, als er am zwölften Tage nach seinem Tode, auf dem Scheiterhaufen worauf sein unversehrt gebliebener Leichnam verbrannt werden sollte, wieder ins Leben zurückgekehrt, von den erstaunlichen Dingen, die er in der andern Welt gesehen und gehört, öffentlich abgestattet habe. Da diese Erzählung, über deren Quelle uns Plato in gänzlicher Unwissenheit läßt, keinen Auszug gestattet, und ich nicht zweifle, daß sie eines von den einzelnen Stücken dieses Dialogs ist, die du mit gebührender Aufmerksamkeit gelesen hast, so begnüge ich mich, bloß ein paar Anmerkungen beyzufügen, welche nicht sowohl dem Märchen selbst, als dem erhabenen Dich-

ter, der uns damit beschenkt hat, gelten sollen.

Natürlicher Weise können uns aus der andern Welt keine Nachrichten zugehen, als durch Personen, welche dort gewesen und wieder zurückgekommen sind. Die fabelhafte Geschichte nennt, meines Wissens, außer Theseus, Peirithous, Herkules und dem Homerischen Odysseus, welche lebendig in den Hades hinabgestiegen und wieder heraufgekommen, nur drey Töchter — den zwischen Afrodite und Persefone getheilten Adonis, die Alcestis, und den schönen Protesilaus — denen ins Leben zurückzukehren erlaubt worden, wiewohl dem letzten nur auf einen einzigen Tag. Plato dichtet also nichts unerhörtes, indem er den Armenier Er aus der andern Welt zurückkommen läßt; aber da dieser Er von den Richtern, welche am Eingang den neuangekommenen Seelen ihr Urtheil sprechen, ausdrücklich deswegen ins Leben zurückgeschickt wird, um uns andern Bewohnern der Oberwelt von den Belohnungen und Strafen, die uns nach dem Tode erwarten, zuverlässige Nachrichten zu geben; so erforderte,

sollte man denken, ein so wichtiger Zweck,
 daß der Dichter einige Sorge dafür getra-
 gen hätte, daß wenigstens ein *A n s c h e i n*
v o n M ö g l i c h k e i t das Ungereimte der
 Sache unserm ersten Blick entzöge. Je
 unglaublicher eine Dichtung an sich selbst
 ist, desto nöthiger ist es, unsre Einbil-
 dungskraft dadurch zu gewinnen, daß alle
 das Wunderding umgebende Umstände in
 der natürlichen Ordnung der Dinge sind.
 Wir wollen uns gern gefallen lassen, daß
 E r aus der andern Welt zurückkommt,
 zumahl wenn er uns recht viel hörens-
 würdiges aus ihr zu erzählen hat: aber
 was wir uns nicht gefallen lassen können,
 ist, daß der Dichter nicht an die gänzli-
 che Unmöglichkeit gedacht hat, daß der
 entseelte Leichnam eines an tödtlichen
 Wunden verstorbenen Menschen, nach-
 dem er zehn Tage lang unter einem Hau-
 fen anderer bereits in Fäulniß gegangenen
 Leichen gelegen, unversehrt hervorgezo-
 gen werde, und am zwölften Tage bey
 Wiedervereinigung mit seiner Seele sich
 so frisch und gesund befinde, als ob ihm
 kein Haar gekrümmt worden wäre.

Wenn wir aber auch über das unna-

türliche dieser Umständn hinausgehen, und mit der grenzenlosen Gefältigkeit, welche Plato immer bey seinen Zuhörern voraussetzt, annehmen wollen, daß eben diese (uns unbekannten) Richter, welche die Seele des Armeniers nach zwölf Tagen in ihren Leib zurückschicken können, es auch in ihrer Macht haben, einen tödtlich verwundeten und entseelten Leichnam durch ein unbegreifliches Wunderwerk zwölf Tage lang frisch und gesund zu erhalten — sollten wohl die Fieberträume, die uns der Armenier als Nachrichten aus der andern Welt erzählt, eines so grossen Wunders würdig seyn? Ich habe wohl auch in meinem Leben Milesische Märchen gehört, und unter unsern alten Götter- und Helden-Mythen ist mancher ammenhaft genug; aber ein so idealisch ungereimtes Fantasiegebilde wie dieses ist mir noch nicht vorgekommen. Man fordert mit Recht von einem Dichter, daß er auf jede Frage, warum er diess und das an seinem Werke gerade so und nicht anders gemacht, eine hinlängliche Antwort bereit habe. Ich möchte wohl wissen, was der Platonische Sokrates zu antworten hätte, wenn ihn Glau-

kon oder Thrasymachus in aller Demuth fragten: was ein gewisser dämonischer Ort für ein Ort sey? Nach welcher Regel der Gerechtigkeit die Seelen der Lasterhaften für jede Übelthat zehn fältig gestraft werden? Warum die Seelen, die vom Himmel herunter, oder, nach ausgestandener Strafe aus der Hölle herauf gestiegen sind, um wieder in sterbliche Leiber zurückzukehren, sich gerade sieben Tage auf der Wiese, die er vorhin einen dämonischen Ort nannte, aufhalten? Warum sie gerade vier Tage zu marschieren haben, bis sie den großen Lichtring oder Lichtgürtel zu Gesicht bekommen, der dem Regenbogen ähnlich aber viel glänzender und reiner ist? Wie dieser Lichtring zugleich zwischen Himmel und Erde aufgerichtet stehen, über Himmel und Erde ausgebreitet seyn, und den ganzen Himmel wie ein Gürtel umfassen kann? Warum die Seelen gerade noch einen Tag zu reisen haben, bis sie bey diesem Licht angelangt sind? Woran die Enden dieses den Himmel zusammenhaltenden Lichtgürtels befestigt sind, damit die

Spindel der Anangke an ihnen hangen kann? Warum Anangke ihre Spindel gegen die Gewohnheit aller andern Spinnerinnen, zwischen ihren Knieen herumdreht? und zwanzig andere Fragen, deren der Leser sich nicht erwehren kann, ohne die Antwort darauf zu finden. Plato ist, wie wir lange wissen, ein Liebhaber vom Übernatürlichen, Unerhörten, Kolossalischen; wir wollen ihn dieses Geschmacks wegen nicht anfechten; aber die Bilder, die er uns darstellt, müssen doch Sinn, Bestandtheit und Zusammenhang wenigstens an und unter sich selbst haben, und er muß unsrer Einbildungskraft nicht mehr zumuthen als sie leisten kann. Versuch es einmahl, dir die ganze Gruppe von Erscheinungen, die der Armenier in dem Lichtgürtel des Himmels gesehen haben will, in Einem Gemälde vor die Augen zu bringen. — In der Mitte die große Göttin Anangke mit der ungeheuren stählernen Spindel zwischen den Knieen; um die Spindel einen nicht minder ungeheuren Wirtel in welchem sieben andere, wie die Büchsen der Taschenspieler, in einander stecken, und alle zugleich, aber mit

ungleicher Geschwindigkeit, von der Spindel in einer, ihrer eigenen Bewegung entgegengesetzten, Richtung herumgedreht werden; — jeden dieser an Glanz, Farbe und Bewegung verschiedenen Wirtel mit einem mehr oder minder breiten zirkelförmigen Rand, und auf jedem eine Sirene sitzend, die sich mit ihm herumdreht und aus voller Kehle singt; aber jede nur einen einzigen Ton aus der Tonleiter bis zur Oktave, so daß der Gesang aller acht Sirenen eine einzige sich selbst immer gleiche Harmonie ist — vor welcher die Götter unsre Ohren bewahren wollen! — Nun denke dir noch die Töchter der Anangke, die drey Moiren, Lachesis, Klotho und Atropos, weiß gekleidet und mit Kränzen um die Stirne auf Lehnstühlen um ihre Mutter herumsitzend, wie sie, vom achttönigen Zetterschrey der Sirenen begleitet, Lachesis das Vergangene, Klotho das Gegenwärtige, Atropos das Zukünftige absingen, während dessen Klotho ihrer Mutter mit der rechten Hand von Zeit zu Zeit den äußersten Wirtel der Spindel, Atropos mit der linken die innern, und La-

chesis alle zusammen mit beyden Händen umdrehen hilft. Laß deine Fantasie, wenn's ihr möglich ist, ein Gemähde aus diesem allen zusammensetzen, und sage mir, ob einem Kranken im stärksten Fieberanfall etwas abenteuerlicheres und fantastischeres vorkommen könnte? Und was will nun Plato daß wir uns bey diesem lächerlich wunderbaren Fantasma denken sollen? Ist das alles in der dämonischen Welt wirklich so, wie sein Armenier gesehen zu haben vorgiebt? Er rechnet so wenig darauf, daß irgend einer seiner Leser einfältig genug seyn werde dieß zu glauben, daß sein Sokrates selbst die ganze Erzählung am Ende für ein bloßes Märchen giebt. Alle diese Wundergestalten, Anangke mit ihrer Spindel und ihren Töchtern, die acht Sirenen die sich auf und mit den acht Wirteln ewig herumdrehen und den armen Seelen, die hier täglich schaarenweis sich einzufinden genöthigt sind, die Ohren gellen machen, der Profet, der den Seelen im Nahmen der Göttin ankündigt, daß sie um ihr künftiges Schicksal im Leben, in welches sie zurückkehren, losen müssen, u. s.

w. das Alles ist also nichts weiter als eine Gruppe von emblematischen Bildern, oder vielmehr ein Haufen ziemlich dicker Hüllen, unter denen etwas verborgen liegt, das entweder schwer zu errathen, oder des Rathens kaum werth ist? Aber unglücklicher Weise ist der Armenier, der diese wunderbaren Personen und Sachen in einem dämonischen Ort zu sehen glaubt, keine emblematische Figur; er wird uns als eine wirkliche historische Person vorgeführt, und, damit wir desto weniger daran zweifeln, sogar Pamfylien als das ursprüngliche Vaterland seines Geschlechts angegeben. Der wackre Er macht sich also entweder nach Art weitgereiseter Leute ein Vergnügen daraus, unsre Leichtgläubigkeit auf die Probe zu stellen; oder er ist selbst ich weiß nicht von welchen Dämonen getäuscht worden, daß er sich einbildete wirkliche Dinge zu sehen, wiewohl er nur Sinnbilder sah. Übrigens ist nicht leicht zu errathen, was Plato mit dieser Dichtung beabsichtigt, da sie für den Satz, den er dadurch bestätigen will, nicht das Geringste beweisen, und schlechterdings zu nichts dienen kann, als Kua-

ben in Erstaunen zu setzen , Männern
 hingegen eine eben so geringe Meinung
 von seinem Dichtergeist als von seinen
 astronomischen Kenntnissen zu geben.
 Denn wie er dichtet, heißt nicht dichten
 sondern ins Blaue hinein fantasieren,
 und es steht ihm wahrlich übel an, über
 die Erzählungen, womit der Homerische
 Odysseus die Tischgesellschaft des Alci-
 nous unterhält, die Nase zu rümpfen,
 von denen die ungereimteste ohne Ver-
 gleichung wahrscheinlicher gemacht ist
 als das Märchen seines Armeniers. Aber
 nun vollends die Art, wie er die Pytha-
 gorische Seelenwanderung seinen eigenen
 Hypothesen anpaßt, und wie er die Frey-
 heit, ohne welche keine Zurechnung,
 folglich keine Strafen und Belohnungen
 in der andern Welt Statt finden, mit den
 Gesetzen der Nothwendigkeit zu
 vereinigen glaubt! — Die zur Rückkehr
 in sterbliche Leiber vor dem Thron der
 großen Spinnerinnen versammelten
 Seelen kommen theils aus dem Himmel,
 theils aus der Unterwelt. Über die letz-
 tern habe ich nichts zu erinnern; aber
 wie die Göttin Anangke den erstern
 zumuthen könne, aus der reinen Him-

melsluft wieder in den mephitischen Dunstkreis des Erdenlebens zurückzuwandern, darüber hätte uns billig einiger Aufschluß gegeben werden sollen. Denn daß sie den Himmel, wo es ihnen (ihrer eigenen Versicherung nach) so unaussprechlich wohl ging, von freyen Stücken verlassen haben sollten, ist nicht zu vermuthen; wiewohl ich gestehe, daß das Vergnügen, womit er sie den Boden der mütterlichen Erde wieder betreten läßt, ein feiner Zug von dem Dichter ist. Soll überhaupt Sinn in dieser Dichtung seyn, so müßte entweder eine innere Nothwendigkeit die Seelen aus dem Himmel wieder auf die Erde treiben, oder ihre Verbannung müßte die Strafe schwerer Verbrechen seyn, welche sie in jenem herrlichen Zustand begangen hätten. Keine dieser beyden Voraussetzungen steht auf irgend einem festen Grunde, und die letztere ist sogar mit der Gerechtigkeit der allgemeinen Weltregierung unvereinbar; denn was könnte ungerechter seyn, als die armen Seelen zu Abbüßung begangener Verbrechen in Umstände zu setzen, wo sie die größte Gefahr laufen neue Verbrechen zu begehen, welche sie mit

einer noch viel härtern Bestrafung, nemlich einer tausendjährigen Peinigung im Tartarus für jedes derselben, werden büßen müssen? Plato glaubt zwar, sich aus dieser Schwierigkeit durch die Erklärung zu ziehen, die er seinen Profeten im Nahmen der Lachesis (warum gerade dieser?) den versammelten Seelen thun läßt. „Ihr seyd im Begriff, läßt er ihn (wiewohl in geflissentlich dunkeln und nach Art der Orakel, vieldeutigen Ausdrücken) sagen, einen „neuen Kreislauf unter den Sterblichen „zu beginnen. Nicht das Schicksal wird „euch euer Loos anweisen, sondern ihr „selbst werdet euer Schicksal wählen. „Wen das Loos zum Ersten erklärt, der „soll auch zuerst die Wahl der Lebensart haben, an welche er nothwendig „gebunden bleiben wird. Die Tugend „aber hat keinen Herren über sich; je „nachdem jemand sie ehrt oder verachtet, wird er mehr oder weniger von „ihr besitzen. Die Schuld wird an dem „Wählenden seyn; Gott hat keine „Schuld.“ — Nach dieser seltsamen Anrede wirft er die Loose auf die umherstehenden Seelen herab; jede greift nach

dem, das ihr zufällt, und itzt zeigt sichs in welcher Ordnung sie wählen sollen. Nunmehr werden Muster aller möglichen *Lebensformen*, thierischer und menschlicher, die im Schoofs der Lache-*sis* beysammen lagen, auf der Erde vor ihnen ausgebreitet, damit jede diejenige wähle, die ihr am besten ansteht. Die Anzahl dieser Lebensformen ist zwar viel grölser als die Zahl der Wählenden; indessen gesteht doch der Erzähler, dafs die Seelen, die in der Reihe die letzten sind, gegen die andern sehr zu kurz kommen und mit dem was noch da ist vorlieb nehmen müssen; eine Unbilligkeit, welche vermieden werden konnte, wenn, anstatt die Wahl theils auf sie selbst theils auf den Zufall ankommen zu lassen, ein Gott für jede gewählt hätte, was für sie und andere das Beste gewesen wäre. Was diese Unbilligkeit noch härter macht, ist das Gesetz, vermöge dessen alle diese aus dem Himmel und der Hölle ins irdische Leben zurückkehrenden Seelen aus dem *Lethe* zu trinken genöthigt sind, dessen Wasser die Eigenschaft hat die Erinnerung des Vergangenen in der Seele auszulöschen. Na-

türlicher Weise gehen dadurch alle Vortheile verloren, welche sie aus der Erinnerung der ausgestandenen Strafen oder der genossenen Seligkeit, und aus dem Bewußtseyn dessen, womit sie das eine oder das andere in ihrem vormahligen Leben verdient hatten, zum Behuf des neuangehenden hätten ziehen können. Das Übel würde zwar, wie er zu verstehen giebt, nicht so groß seyn, wenn sie (was nur bey Wenigen der Fall zu seyn scheint) weise genug wären, nicht über ein gewisses Maß zu trinken: aber da die meisten viel Durst zu haben scheinen, und daher nicht leicht das rechte Maß treffen, würde es nicht billig und freundlich gewesen seyn, ihnen das Wasser der Vergessenheit in einem Becher zu reichen, der gerade nicht mehr und nicht weniger gehalten hätte als ihnen zuträglich war? So schlecht durch diese Dichtung die Weisheit und Güte des obersten Weltregierers gerechtfertiget ist, so wenig scheint sie uns auch über die Freyheit der Seele, in so fern sie neben der Nothwendigkeit bestehen kann, ins Klare zu setzen. Die Seelen wählen zwar die Bedingungen, unter welchen sie ihr

neues Erdenleben antreten wollen, nach Belieben; aber diese Freyheit ist den meisten mehr nachtheilig als vortheilhaft, und scheint mehr ein Fallstrick als eine Wohlthat zu seyn. Der Armenier sah z. B. wie eine Seele (und es war sogar eine aus dem Himmel wiederkehrende) mit unbegreiflicher Hastigkeit nach einer Tyrannie griff, auf welche, wenn sie sich nur ein wenig Zeit genommen hätte sie recht anzusehen, ihre Wahl unmöglich hätte fallen können. Dieser Fall muß sehr oft vorkommen, da es den Seelen, wie es scheint, theils an genugsamer Bedenkzeit, theils an Einsicht und Unterscheidungskraft fehlt; überdiß gesteht der Dichter selbst, daß sehr viel dabey auf den Zufall ankomme, und daß die Letzten wenig oder keine Wahl mehr haben. Aber auch ohne diß können sie ihrem Schicksal nicht entgehen. Denn sobald sie das, was sie in ihrem neuen Leben seyn wollen, gewählt haben, giebt Lachesis jeder einen Dämon zu, der dafür zu sorgen hat, daß alles, was zu ihrem erwählten Loose gehört, pünktlich in Erfüllung gehe. So wird z. B. die Seele, welche sich, von der glänzenden

Aufsenseite verblindet, die Tyrannie gewählt hatte, erst da es zu spät ist gewahr, daß sie ihre eigenen Kinder fressen, und eine Menge anderer ungeheurer Frevelthaten begehen werde; sie heult und jammert nun ganz erbärmlich, aber vergebens; ihre Wahl ist unwiederruflich, und der Dämon, unter dessen Leitung sie steht, wird nicht ermangeln, alle Umstände so zu ordnen und zu verknüpfen, daß die Kinder gefressen und die Übelthaten begangen werden, wie groß auch der Abscheu ist, wovon sie sich itzt gegen die Erfüllung ihres Looses durchdrungen fühlt. Alle übrigen Feyerlichkeiten, welche vorgehen, indem die Seelen von Laschesis zu Klotho, von Klotho zu Atropos, und sodann, unter dem Thron der Anangke vorbey, nach dem Leithäischen Gefilde abgeführt werden, können keinen andern Sinn haben, als die unvermeidliche Nothwendigkeit anzudeuten, die über ihnen waltet. Der Prophet hat gut sagen, die Tugend sey herrenlos, d. i. frey und unabhängig; was kann das den armen Seelen frommen, die das Schicksal in Lagen versetzt, worin es ihnen äußerst schwer, wo

nicht gar unmöglich gemacht wird, zu diesem von Wahn und Leidenschaft unabhängigen Zustand zu gelangen, der die Bedingung der Tugend ist? Plato hätte also den vermuthlichen Hauptzweck des Märchens von dem, was der Armenier Er in der Geisterwelt gesehen, so ziemlich verfehlt; und, da überdiess seine Bilder, der Erfindung und Darstellung nach, meistens so beschaffen sind, daß keine gesunde Einbildungskraft sie ihm nachmahlen kann: so gestehe ich, wenn jemahls darüber gestimmt werden sollte, ob die Ilias und Odyssee seinen poetischen Dialogen in den Schulen Platz zu machen habe, so werde ich mit meiner Stimme die Mehrheit schwerlich auf seine Seite ziehen.

Nach dieser langen Reise, die wir machen mußten, um unserm dichterischen Mystagogen durch die verworrenen und immer wieder in sich selbst zurückkehrenden Windungen seines dialektischen Labyrinths zu folgen, ist wohl, so bald wir wieder zu Athem gekommen sind, nichts natürlicher als uns selbst zu fra-

gen: Was für einen Zweck konnte der Mann durch dieses wunderbare Werk erreichen wollen? Für wen und zu welchem Ende bat er es uns aufgestellt? War seine Absicht, das wahre Wesen der Gerechtigkeit aufzusuchen und durch die Vergleichung mit demselben die falschen Begriffe von Recht und Unrecht, die im gemeinen Leben ohne nähere Prüfung für ächt angenommen und ausgegeben werden, der Ungültigkeit und Verwerflichkeit zu überweisen: wozu diese an sich selbst schon zu weitläufige und zum Überflufs noch mit so vielen heterogenen Verzierungen und Angebäuden überladene Republik, deren geringster Fehler ist, daß sie unter menschlichen Menschen nie realisiert werden kann? Oder war sein Zweck, uns die Idee einer vollkommenen Republik darzustellen; warum läßt er sein Werk mangelhaft und unvollendet, um unsre Aufmerksamkeit alle Augenblicke auf Nebendinge zu heften, und uns stundenlang mit Aufgaben zu beschäftigen, die nur an sehr schwachen Fäden mit der Hauptsache zusammen hangen? Arbeitete er für denkende Köpfe und war es ihm darum zu thun,

die Materie von der Gerechtigkeit gründlicher als jemahls vor ihm geschehen war, zu untersuchen, wozu so viele Allegorien, Sinnbilder und Märchen? Schrieb er für den großen leselustigen Helden, wozu so viele spitzfindig tiefsinnige, räthselhafte und wofern sie ja einen Sinn haben, nur den Epopten seiner philosophischen Mysterien verständliche Stellen?

Soll ich dir sagen, Eurybates, wie ich mir diese Fragen beantworte? Platon pflegt (wie ich schon oben bemerkte) mit seinem Hauptzweck immer mehrere Nebenabsichten zu verbinden und scheint sich dazu in dem vorliegenden Dialog mehr Spielraum genommen zu haben als in irgend einem andern. Dafs hier sein Hauptzweck war, die im ersten und zweyten Buch aufgeworfenen Fragen über die Gerechtigkeitsreng zu bestimmen und aufs Reine zu bringen, leuchtet zu stark aus dem ganzen Werk hervor, als dafs ich noch ein Wort delfswegen verlieren möchte. Unlängbar hätte er diels auf einem andern, als dem von ihm gewählten — oder vielmehr erst mit vieler Mühe gebrochenen und gebahnten Wege, leichter, kürzer und gründlicher bewerk-

stelligen können; aber er hatte seine guten Ursachen, warum er seine Idee einer vollkommenen Republik zur Auflösung des Problems zu Hülfe nahm. Er verschaffte sich dadurch Gelegenheit, seinem von langem her gegen die griechischen Republiken gefassten Unwillen Luft zu machen, den heillosen Zustand derselben nach dem Leben zu schildern, und, indem er die Ursachen ihrer Unheilbarkeit entwickelt und mit mehr als Isokratischer Beredsamkeit darstellt, zugleich nebenher seine eigene Apologie gegen einen öfters gehörten Vorwurf zu machen, indem er den wahren Grund angiebt, warum er keinen Beruf in sich fühle, weder einen Platz an den Ruderbänken der Attischen Staatsgalere auszufüllen, noch (wenn er es auch könnte), sich des Steuererruders selbst zu bemächtigen. Die Ausführlichkeit der Widerlegung des den Philosophen entgegenstehenden popularen Vorurtheils und des Beweises „dafs eine Republik nur dann gedeihen könne, wenn sie von einem ächten Philosophen, d. i. von einem Plato regiert werde, spricht laut genug davon, wie sehr ihm dieser Punkt am Herzen lag, wiewohl ich sehr zwei-

ße, daß er mit der versteckten Apologie seiner politischen Unthätigkeit vor dem Richterstuhl der Sokratischen Moral auslangen dürfte.

Nächst diesem fällt von allen seinen Nebenzwecken keiner stärker in die Augen, als der Vorsatz, den armen Homer, dessen dichterischen Vorzügen er nichts anhaben konnte, wenigstens von der moralischen Seite (der einzigen wo er ihn verwundbar glaubt) anzufechten, und um sein so lange schon behauptetes Ansehen zu bringen. Daß er ihn aus den Schulen verbannt wissen will, ist offenbar genug; sollte er aber wirklich, wie man ihn beschuldigt, so schwach seyn, zu hoffen daß einige seiner exoterischen Dialogen, z. B. Fädon, Fädrus, Timäus und vor allen der vor uns liegende, mit der Zeit die Stelle der Ilias und Odyssee vertreten könnten? Wofern ihm dieser Argwohn Unrecht thut, so muß man wenigstens gestehen, daß er durch die episch-dramatische Form seiner Dialogen, durch die vielen eingemischten Mythen, durch das sichtbare, wiewohl öfters (besonders in dem Märchen des Armeniers) sehr verunglückte Bestreben,

mit Homer in seinen darstellenden Schilderungen zu wetteifern, und überhaupt durch seine häufige Übergänge aus dem prosaischen in den poetischen, sogar lyrischen und Dithyrambischen Stil mehr als zuviel Anlaß dazu gegeben hat. Was aber den Vorwurf betrifft, „er könne den Dialog von der Republik weder für Philosophen von Profession noch für das große Publikum geschrieben haben,“ so zweifle ich, ob er anders zu beantworten ist, als wenn man annimmt, er habe dafür sorgen wollen, daß keine Art von Lesern unbefriedigt von dem geistigen Mahl aufstehe, wozu alle eingeladen sind, und wobey es mit der Menge und Verschiedenheit der Gerichte und ihrer Zubereitung gerade darauf abgesehen ist, daß jeder Gast etwas finde, das ihm angenehm und zuträglich sey.

9.

Eurybates an Aristipp.

Ich weiß nicht ob ich Recht hatte auf

deine stillschweigende Einwilligung zu rechnen, lieber Aristipp; aber ich würde mich selbst der Undankbarkeit angeklagt haben, wenn ich das Vergnügen und die Belehrung, die mir deine Antiplatonischen Briefe gewährten, für mich allein hätte behalten wollen. Ich gestehe dir also, daß ich sie unter der Hand einigen vertrauten Freunden mitgetheilt habe; und da jeder von ihnen ebenfalls zwey oder drey vertraute Freunde besitzt, so geschah (was ich freylich voraussehen konnte) daß in kurzem eine ziemliche Anzahl Abschriften in der Stadt herum schlichen, von welchen endlich Eine unserm Freunde Speusipp und sogar dem göttlichen Hierofanten der Akademie selbst in die Hände gerieth. Daß die meisten Stimmen auf deiner Seite sind, wirst du hoffentlich für kein Zeichen einer bösen Sache halten. In tausend andern Händeln, die zur Entscheidung der Athener gebracht werden, dürfte ein solcher Schluß die Wahrheit selten verfehlen; aber die Mehrheit, die ich hier meine, ist von besserer Art; denn es versteht sich, daß nur die besten Köpfe in einer Sache wie diese

ein Stimmrecht haben. Indessen fehlt es unserm Philosophen, der die Welt so gern allein belehren und regieren möchte, auch nicht an Anhängern, die sich mit Faust und Ferse für ihn wehren, und nicht den geringsten der Vorwürfe, die du ihm gemacht hast, auf ihn kommen lassen wollen. Sogar die männliche Erziehung und Polyandrie seiner Soldatenweiber findet ihre Vertheidiger, und ich kenne einen gewissen Gleukofron, der ein Gelübde gethan hat, weder in ein Bad zu gehen, noch seinen Bart zu salben, noch der süßen Werke der goldenen Afrodite zu pflegen, bis er die geheimnißvolle Zahl im achten Buche herausgebracht habe, wiewohl die Redensart, dunkler als Platons Zahl, bereits zum Sprichwort in Athen geworden ist, und alle unsre Geometer und Rechenmeister behaupten, das einzige Mittel sich noch lächerlicher zu machen, als der Aufsteller dieses arithmetischen Räthsels, sey sich mit der Auflösung desselben den Kopf zu verwüsten. Spensipp, der dir nächstens selbst zu schreiben gedenkt, zeigte mir unter vier Augen seine Verwunderung, nicht daß du

so streng mit seinem Oheim verfährt, sondern das du dich habest enthalten können, ihn bey einer so guten Gelegenheit nicht mit noch schärferm Salze zu reiben. Er habe sich nicht wenig gefreut, sagte er, viele seiner eigenen Gedanken über dieses sonderbare Werk in deinen Briefen hestätiget zu finden, und wenn er etwas an den letztern tadeln möchte, wär' es bloß, daß du hier und da eher zu viel als zu wenig Gutes davon gesagt habest; zumahl von der Schreibart, welche, seiner Meinung nach, nichts weniger als rein attisch, geschweige musterhaft schön genannt zu werden verdiene; da sie nicht selten von allzugeseuchter Zierlichkeit und geschwätziger Schönrednerey, noch öfter von heraklitischer Dunkelheit und von Metaphern, die an einem jungen Nachahmer des Pindar und Äschylus kaum erträglich wären, entstellt werde, und bald bis zur plattesten Gemeinheit herabsinke, bald wieder in die Wolken steige um sich in dithyrambischem Schwulst und Bombast zu verlieren. Doch behauptet er, daß seine Fehler meistens nur von allzugroßem Reichthum an Gedanken

und einer zu üppig in Ranken, Blätter und Blumen aufschliessenden Fantasie herühren, und durch große und erhabene Schönheiten reichlich vergütet werden. Aber woher kommt es, frage ich, daß ein Leser der Xenofons Anabasis oder Cyropädie nicht eher aus der Hand legen kann, bis er nichts mehr zu lesen findet, über Platons Politeia mehr als einmahl einschläft, oder doch vor Gähnen und Ermüdung nicht weiter fort kann? Mir wenigstens, nachdem deine Briefe mich zu dem heroischen Entschluß gebracht haben, dieses Meer von Anfang bis zu Ende durch zu rudern, ist es unmöglich gewesen anders als nach fünf oder sechsmaligem Absetzen und gewaltsamen neuen Anläufen damit zu Rande zu kommen.

Plato hatte so viel von deiner Beurtheilung des Werks worauf er seine Unsterblichkeit vornehmlich zu gründen scheint, reden oder vielmehr flüstern gehört, daß er (wie mir Speusippus sagt) endlich neugierig ward, sie selbst zu sehen. Er durchblätterte das Buch, und sagte, indem er es zurückgab: „es ist wie ich mirs gedacht hatte.“ — Wie so? fragte einer

von den Anwesenden. — Er lobt, (versetzte Plato) wovon er meint er könnt' es allenfalls selbst gemacht haben, und tadelt was er nicht versteht. Eine kurze und vornehme Abfertigung, flüsterte Jemand seinem Nachbar zu; aber eine laute Gegenrede erlaubte der ehrfurchtgebietende Blick des Göttlichen nicht, und so liefs man den unbeliebigen Gegenstand fallen, und sprach — von dem Thesmoforos des alten Dionysius von Syrakus, dem die Athener an dem letzten Bacchusfeste, au Höflichkeit, Staatsklugheit oder Laune, den tragischen Siegeskranz zuerkannt haben. Dafs er ihn verdient haben könnte, mußte diesen Tyrannenfeinden ein von aller Wahrscheinlichkeit gänzlich entfernter Gedanke scheinen, weil auch nicht Einer darauf verfiel. Bey dieser Gelegenheit erzählte Jemand für gewifs: Dionysius habe die Schreibtafel des Äschylus ich weifs nicht um wie viel Tausend Drachmen an sich gebracht, in Hoffnung, (setzte der platte Witzling hinzu) es werde so viel von dem Geiste des Fürsten der Tragiker darin zurückgeblieben seyn, dafs er nichts als dessen Schreib-

tafel nöthig habe, um Äschylus der zweyte zu werden. Er mag sich dessen um so getroster schmeicheln, sagte Plato, da ihm so feine Kenner des schönen, als die Athener sind — oder seyn wollen, eine Urkunde darüber zugefertigt haben. — In diesem Ton und in diesem Geiste müssen vermuthlich alle Handlungen dieses in seiner Art gewiß großen Mannes ausgelegt worden seyn, oder es wäre unmöglich, daß eine bereits dreißigjährige glückliche und in so vielen wesentlichen Stücken musterhafte Staatsverwaltung ihm nicht einen bessern Ruf unter den Griechen erworben hätte.

Ich habe vor kurzem von Kleonidas und Antipater Briefe erhalten, die mir sehr angenehme Nachrichten von meinem Lysanias und von eurer fortdauernden Zufriedenheit mit ihm ertheilen. Er selbst fühlt sich so glücklich in eurer Mitte, und verspricht sich so viel Gutes von seinem Aufenthalt in dem gastfreundlichen Hause meines Aristipps, daß ich kein so gefälliger Vater seyn müßte als ich bin, wenn ich ihm seine Bitte um Verlängerung desselben nicht mit Vergnügen zugestände, in so fern er

sich nicht zu viel schmeichelt, da er deine Begünstigung seiner Wünsche für etwas Ausgemachtes hält.

Speusippus an Aristipp.

Unsre Freundschaft, lieber Aristipp, ist, gleich edlem Wein, alt genug um Stärke zu haben, und wir kennen beyde einander zu gut, als daß du mir zutrauen solltest, ich könnte die scharfe Censur, die du in deinen Anti-Platonischen Briefen an Eurybates über den neuesten Dialog meines Oheims ergehen lassen, von einer schiefen Seite angesehen und beurtheilt haben. Ich habe dir nie zu verheimlichen gesucht, daß mich weniger eine natürliche Übereinstimmung meiner Sinnesart mit der Seinigen, oder Überzeugung von der Wahrheit seiner spekulativen Philosophie, als das enge Familienverhältniß, worin ich mit ihm stehe, zum Platoniker gemacht hat. Er hat sich daran gewöhnt, den künftigen Erben seiner Verlassenschaft auch als den Erben seiner Philosophie zu betrachten, und

ich kann es nicht über mein Herz gewinnen, ihm einen Wahn zu rauben, an welchem das seinige Wohlgefallen und Beruhigung zu finden scheint. Wenn du ihn aus einem so langen und nahen Umgang kenntest wie ich, würdest du ihn, denke ich, in mehr als Einer Rücksicht, des Opiers würdig halten, welches ich ihm durch diese kleine Heucheley bringen muß. Im Grunde kann ich mir ihren wegen keinen Vorwurf machen, und dieß nicht bloß um der Bewegursache willen, sondern weil wirklich die Augenblicke ziemlich häufig bey mir sind, wo ich mich versucht fühle, oder mir wohl gar in vollem Ernst einbilde, das wirklich zu seyn, was ich zu andern Zeiten nur vorstelle. Wenn ich bey ganz kaltem Blute in lauter klaren Vorstellungen lebe, denke ich von der Philosophie meines Oheims nahezu wie du; ich finde sie schwärmerisch, überspannt, meteorisch, unbegreiflich; seine Ideenwelt scheint mir eingewaltiges Hirngespinnst und sein Autoagathon eben so undenkbar als ein unsichtbares Licht oder ein unhörbarer Schall. Aber in andern Stunden, wo mein Gemüth zu den zartesten Gefühlen

gestimmt und mein Geist frey genug ist sich mit leichterem Flug über die Dinge um mich her zu erheben, zumahl wenn ich den wunderbaren Mann unmittelbar vorher mit der Begeisterung des lebendigsten Glaubens von jenen übersinnlichen Gegenständen reden gehört habe, dann erscheint mir alles ganz anders; ich glaube zu ahnen daß alles wirklich so sey wie er sagt; unvermerkt verwandeln sich meine Ahnungen in Gefühle, und ich finde mich zuletzt wie genöthigt, für Wahrheit zu erkennen, was mir in andern Stimmungen träumerisch, lächerlich und bloßes Spiel einer übergeschnappten Fantasie zu seyn däucht. Warum (sage ich mir dann) sollte ein unsichtbares Licht, ein unhörbarer Schall, nicht unter die möglichen Dinge gehören? Kann nicht beydes nur mir und meines gleichen unsichtbar, unhörbar seyn? Kann die Schuld nicht bloß an meiner Zerstreuung durch nähere Gegenstände, oder an der Schwäche und Stumpfheit meiner Organe liegen? Scheint nicht dem, der aus einer finstern Höhle aufeinmahl in die Mittagssonne tritt, das blendende Licht dichte Finsterniß? Öffnet sich nicht,

wenn alles weit um uns her in tiefer nächtlicher Stille ruht, unser lauschendes Ohr den leisesten Tönen, die uns unter dem dumpfen Getöse des Tages, selbst bey aller Anstrengung des Gehörorgans, untörlbar blieben? — Soll ich dir noch mehr bekennen? Diese Schlüsse erhalten keine schwache Verstärkung durch eine Wahrnehmung, die ich oft genug an mir zu machen Gelegenheit habe. Die Philosophie Platons kommt mir nie fantastischer vor, als wenn ich mich in den Wogen des alltäglichen Lebens herumtreibe, oder beym fröhlichen Lärm eines großen Gastmahls, im Theater, oder bey den Spielen reizender Sängerinnen und Tänzerinnen, kurz überall, wo entweder Verwicklung in bürgerliche Geschäfte und Verhältnisse, oder befriedigte Sinnlichkeit, den Geist zur Erde herabziehen und einschläfern. Wie hingegen bin mir selbst und um mich her alles still ist, und meine Seele, aller Arten irdischer Fesseln ledig, sich in ihrem eigenen Element leicht und ungehindert bewegen kann, erfolgt gerade das Gegentheil; ich erfahre alles, von Wort zu Wort, was Plato von seinen unterirdischen Troglo-

dyten erzählt, wenn sie ans Tageslicht hervorgekommen und aus demselben in ihre Höhle zurück zu kehren genöthigt sind. Alles was mir im gewöhnlichen Zustand reel, wichtig und anziehend scheint, dünkt mich dann unbedeutend, schal, wesenlos, Tändelei, Traum und Schatten. Unvermerkt öffnen sich neue geistige Sinne in mir; ich finde mich in Platons Ideenwelt versetzt; kurz, ich bedarf in diesen Augenblicken eben so wenig eines andern Beweises der Wahrheit seiner Philosophie, als einer der etwas vor seinen Augen stehen sieht, einen Beweis verlangt dafs es da sey.

Ob nicht in diesem Allen viel Täuschung seyn könne, oder wirklich sey, kann ich selbst kaum bezweifeln: denn wie käm' es sonst, dafs jene vermeinten Anschauungen keine dauernde Überzeugung zurücklassen, und mir zu anderer Zeit wieder als blofse Träume einer über die Schranken unsrer Natur hinaus schwärmenden Fantasie erscheinen? — Und dennoch dünkt mich, die Vernunft selbst nöthige mich zu gestehen, es sey etwas Wahres an dieser übersinnlichen Art zu filosofiren. Dem grofsen Haufen, d. i.

zehnmahl Zehntausend gegen Einen, ist es freylich nie eingefallen einen Augenblick zu zweifeln, daß Alles, was ihm seine wachenden Sinne zeigen, wirklich so, wie es ihm erscheint, außer ihm vorhanden sey; der Philosoph hingegen findet nichts wunderbarer und unbegreiflicher, als wie Etwas (ihn selbst nicht ausgenommen) da seyn könne. Wie läßt sich von einem Dinge sagen, es sey, wenn man nicht einmahl einen Augenblick, da es ist, angeben oder festhalten kann? Theile die Zeit zwischen zwey auf einander folgenden Pulsschlägen nur in vier Theile, und sage mir, welcher dieser fliegenden Zeitpunkte ist der, worin irgend ein zu dieser Sinnenwelt gehöriges Ding wirklich da ist? Im Nu, da du sagen willst es ist, ist es schon nicht mehr was es war, oder (was eben dasselbe sagt) ist das Ding, welches war, nicht; aber vor dem vierten Theil eines Pulschlags, und vor zehntausend derselben, konnte man eben dasselbe gegen seyn Daseyn einwenden. Es war, es wird seyn, wäre somit Alles was sich von ihm sagen liesse: aber wie kann man von dem, dessen Daseyn in irgend

einem Moment ich mir nicht gewiß machen kann, mit Gewißheit sagen es sey gewesen? es werde seyn?

Doch ich will zugeben daß dieß dialektische Spitzfindigkeiten sind, die uns das zweyfache Gefühl, daß wir selbst sind und daß etwas außer uns ist; nicht abvernünfteln können. Ganz gewiß kann dieses Gefühl keine Täuschung seyn: nur wird das unbegreifliche in unserm Seyn durch diese Gewißheit nicht aufgelöst. Wir und alle Dinge um uns her befinden uns in einem unaufhörlichen Schwanken — nicht, wie Plato sagt, zwischen Seyn und Nicht-seyn, sondern — zwischen so seyn und anders seyn. Dieß wäre unmöglich, wenn nicht allem Veränderlichen etwas festes, beständiges, unwandelbares zum Grunde läge, das die wesentliche Form desselben ausmacht. Es giebt aber in dieser uns umgebenden Sinnenwelt nichts als Einzelne Dinge, die sich durch alles, was an ihnen veränderlich ist, d. i. durch alles, was an ihnen in die Sinne fällt, von einander unterscheiden, in ihren Grund- Grundformen hingegen einander mehr oder we-

niger ähnlich sind, und nach dieser Ähnlichkeit von dem denkenden Wesen in uns in Gattungen und Arten eingetheilt werden. Gleichwohl sind diese letztern bloße Begriffe, die wir uns von den wesentlichen Formen der Dinge zu machen suchen, und die zu diesen Formen sich nicht anders verhalten als wie die Schatten oder Widerscheine der Körper zu den Körpern selbst. Aber woher kommen uns diese Begriffe? Gewiss nicht von den Dingen der Sinnenwelt selbst, an denen wir nichts, was nicht veränderlich und in einem ewigen Fluß ist, wahrnehmen. Die wesentlichen Formen, wovon sie gleichsam die Schatten sind, müssen also ein von ihnen und von unsrer Vorstellung unabhängiges Daseyn haben, und irgendwo wirklich vorhanden seyn. Dieß sind nun eben diese Ideen, die in Platons Philosophie eine so große Rolle spielen, deren Inbegriff die übersinnliche oder intelligible Welt ausmacht, und denen er (weil wir uns doch alles, was wirklich ist, nicht anders als in einem Orte denken können) überhimmlische Räume zum Aufenthalt anweist. Sie sind, nach seiner Mei-

nung, (die ihm geistige Anschauung ist) unmittelbar von der ersten ewigen Grundursache alles Denkbaren und Wahrhaft existierenden erzeugt, und waren die Gegenstände, an deren Anschauen unsre Seelen sich beweideten, bevor die strenge Ananke sie in diese Sinnenwelt und in sterbliche Leiber zu wandern nöthigte. Sie sind aber auch die Urbilder und Muster, nach welchen untergeordnete Geister aus einem an sich selbst formlosen und durch seine unbeständige Natur aller Form widerstrebenden Stoff die Sinnenwelt bildeten, wiewohl es nicht in ihrer Macht stand, ihnen mehr als den Schein jener ewigen unwandelbaren und in sich vollkommenen Formen zu geben, der gleichwohl alles ist, was an ihnen reel und wesentlich genannt zu werden verdient. Von diesem Schein — welcher (wie die Sonnenbilder im Wasser) gleichsam der Widerschein der mehr besagten Ideen ist, — fühlen sich nun die neuangekommenen Seelen, sobald sie sich aus der Betäubung des Sturzes in die Materie erholt haben, aufs lebhafteste angezogen. Die Meisten wähnen, daß die Gegenstände, die ein dun-

kles Nachgefühl ihres ehemaligen seligen Zustandes in ihnen erwecken, das, was sie scheinen, wirklich seyen; sie überlassen sich also in argloser Unbesonnenheit dem Ungestüm der Begierden, von welchen sie zum Genuß derselben angetrieben werden, und was daraus erfolgt, ist bekannt. Nur sehr wenige (nehmlich nach Plato, die Philosophen im ächten Sinn des Wortes) sind weise genug, den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden, sich aus den Schattenformen, die ihr Verstand in der Sinnenwelt gewahr wird, eine Art von Stufenleiter zu bilden, und so wie sie sich, von Irrthum und Sinnlichkeit gereinigt, über die materiellen Gegenstände erheben, nach und nach in das reine Element der Geister emporzusteigen und zu dem was wirklich ist, zu den ewigen Ideen und dem Autoagathon, ihrem Urquell, mit immer weniger geblendeten Geistesaugen aufzuschauen,

Hier hast du, in die möglichste Kürze zusammengezogen, das Platonische System oder Märchen, wenn du willst, welches — allen meinen nur zu häufigen Verirrungen und Untertauchungen in

den reizenden Schlamm der Sinnenwelt zu Trotz — so viel anziehendes für mich hat, daß ich, wofern es wirklich nur ein Märchen seyn sollte, mich wenigstens des Wunsches, daß es wahr seyn möchte, und in meinen besten Augenblicken des Glaubens, daß es wahr sey, nicht entbrechen kann. Ehrlich zu reden, Ich kenne kein Anderes, woran ich mich fester halten könnte, wenn mich die närrischen Zweifel über Seyn und Nichtseyn anwandeln, die bey meines Gleichen sich nicht immer mit dem Sokratischen was weiß ich? oder mit dem Aristippischen was kümmerts mich? abfertigen lassen wollen. Verzeih, Lieber, wenn ich deine Gleichgültigkeit über diese Dinge auf der un-rechten Seite angesehen haben sollte, und laß dich meinen kleinen Hang zur Schwärmerey (die, wie du weißt, eben nicht immer die Platonische ist) nicht abschrecken mein Freund zu bleiben. *Lasthenia* grüßt dich und empfiehlt sich dem Andenken ihrer Musarion. Du wirst es hoffentlich als ein ganz unzweydeutiges Zeichen ihrer zur Reife gediehenen *Sofrosyne* ansehen, daß dei-

ne Antiplatonischen Briefe eine lebhaft und beynahe warme Vertheidigerin an ihr gegen diejenigen gefunden, die ich weiß nicht welche Spuren eines alten Grolls und einer übel verhehlten Eifersucht darin ausgeschnuppert haben wollen. Denn im Grund ist sie noch immer eine so eifrige Platonikerin als damahls, da sie zu Ägina mit dem kleinen ungeflügelten Amor am Busen von dir überrascht wurde.

11.

Aristipp an Speusippus.

Ich danke dir, lieber Speusipp, für das sehr angenehme unterpfand deines wohlwollenden Andenkens, und für dein mildes Urtheil von meinen Briefen an Eurybates, welchen, däucht mich, das Beywort antiplatonisch nur sehr uneigentlich gegeben wird, da sie wenigstens eben so viel Lob als Tadel enthalten, und mit gleichem Rechte proplatonisch heißen könnten.

Verschiedenheit der Vorstellungsart

wird Männer nie entzweyen, deren Freundschaft, wie die unsrige, auf übereinstimmung der Gemüther in allem, was den Karakter edler und guter Menschen ausmacht, gegründet ist.

Der Unterschied deiner und meiner Art über Platons Philosophie zu denken scheint mir (den Einfluß der nahen Verwandtschaft und anderer Betrachtungen abgerechnet) hauptsächlich in dem Mehr oder Weniger Festigkeit und Ruhe des Gesichtspunkts gegründet zu seyn, woraus wir beyde überhaupt die Dinge anzusehen pflegen; aber ich liebe die Aufrichtigkeit, womit du die wahre Ursache deines noch immer unentschiedenen Schwankens zwischen dem gemeinen Menschensinn und der philosophischen Mystagogie deines Oheims gestehst, und ich müßte mich sehr irren, oder die Vörliebe, die du zu gewissen Zeiten für sein System in dir findest, und die Leichtigkeit, womit du in einer andern Stimmung darüber scherzen und lachen könntest, entspringt aus einer und eben derselben Quelle; nur daß sie in jenem Fall reiner und Geistiger, in diesem etwas dicker und milchartiger fließt.

Es giebt, wie du weißt, angenehme und sogar wohlthätige Täuschungen; aber es ist immer gut, in allen menschlichen Dingen (unter welche ich auch die meteorischen und göttlichen rechne) klar zu sehen; zu wissen, wann, wo, und wie wir getäuscht werden, und auf keine Art von Täuschung mehr Werth zu legen als billig ist. Die Stimmung, in welcher die Platonischen Mysterien so viel Reitz für dich haben, und worin das, was sie uns offenbaren, dir wirklich das Innerste der Natur aufzuschliessen scheint, ist, (mit deiner Erlaubniß) nur dem Grade nach von derjenigen verschieden, worin der tragische Pentheus zwey Sonnen und zwey Theben, oder seine Mutter Agave das abgerissne Haupt ihres Sohnes für den Kopf eines jungen Löwen ansieht. Die Fantasie ist immer eine unsichre Fühlerin, aber nie gefährlicher, als wenn sie sich die Larve der Vernunft umbindet und aus Principien irre redet. Doch was sage ich von Gefahr? Für dich, lieber Speusipp, können diese sublimen Träume nichts gefährliches haben, wenigstens so lang' es nur ein lustiges Gastmahl oder

einen Kufs der schönen Lasthenia bedarf, um dich aus den überhimmlischen Räumen in deine angeborne Höhle herabzuzaubern.

Um so weniger hätte ich mir also ein Bedenken darüber zu machen, wenn mich die Lust ankäme, das zierliche Gebäude von Spinnweben, worein du deine geliebten Ideen gegen allen Angriff geborgen zu haben glaubst, mit einem einzigen Hauch umzublasen? — Doch nein! wenn ich auch aus dieser scherzenden Drohung Ernst zu machen vermöchte, wer wollte einem Freund ein harmloses Spielzeug mit Gewalt aus den Händen drehen? Alles was ich mir erlauben kann, ist, dir meine Weise über diese Dinge zu denken darzulegen, und es dann deinem eigenen Urtheil zu überlassen, ob du Ursache finden wirst, mich von der Beschuldigung einer allzugemächlichen Gleichgültigkeit im Forschen nach Wahrheit loszusprechen.

Ist es nicht sonderbar, daß wir vom Nichts entweder gar nicht reden müssen, oder uns so auszudrücken genöthigt sind als ob es Etwas wäre? Freylich sollten wir, da dem Worte Nichts weder

eine Sache noch eine Vorstellung entsprechen kann, gar kein solches Wort in der Sprache haben. Was ist Nicht-Seyn? Ein Unding, ein hölzernes Eisen, eine unmögliche Verbindung zwischen Nein und Ja, kurz etwas sich selbst aufhebendes. Was ist, ist, und da es nie Nichts seyn konnte, so liegen in dem Begriff des Seyns alle Arten von Seyn, Gewesen seyn, itzt seyn, künftig seyn, immer seyn, nothwendig enthalten. Mit der dilemmatischen Formel, „Seyn oder Nicht-Seyn“ ist gar Nichts gesagt; hier findet kein Oder Statt; Seyn ist das Erste und Letzte alles Fühlbaren und Denkbaren. Indem ich Seyn sage, spreche ich eben dadurch ein Unendliches aus, das Alles was ist, war, seyn wird und seyn kann, in sich begreift. Indem ich also mich selbst und die meinem Bewußtseyn sich aufdringenden Dinge um mich her, denke, ist die Frage nicht: Woher sind wir? oder warum wir? — sondern das Einzige was sich fragen läßt und was uns kümmern soll, ist was sind wir? Und ich antworte: wir sind zwar

einzelne aber keine isolierte Dinge; zwar selbstständig genug, um weder Schatten noch Widerscheine, aber nicht genug, um etwas anders als Gliedmaßen (wenn ich so sagen kann) oder Ausstrahlungen (wenn du es lieber so nennen willst) des unendlichen Eins zu seyn, welches ist, und Alles, was da ist, war, und seyn wird, in sich trägt. Da all unser Denken im Grund entweder auf Anschauen oder blosses Rechnen mit Zeichen hinausläuft, das Unendliche aber sich weder überschauen noch ausrechnen läßt, so bleibt mir, wenn ich mir das wie meines Daseyns im Unendlichen einiger Maßen klar zu machen wünsche, kein anderes Mittel als mir an dem dürftigen Begriff genügen zu lassen, den ich durch Bilder und Vergleichen erhalten kann; z. B. mit einem Baum oder einem gegliederten Körper, der aus einer unendlichen Menge von Theilen zusammengesetzt ist, von welchen jedes seine eigene Art und Weise, Gestalt, Bildung und Einrichtung hat, aber sich doch nur dadurch in seinem Daseyn erhalten und gedeihen kann,

dafs es mit dem Ganzen in engester Verbindung steht, und von dem aus demselben und durch dasselbe strömenden und durch alle Theile sich ergießenden Leben seinen Antheil empfängt. Jedes Blatt eines Baums ist in dieser Rücksicht zugleich ein kleines Ganzes und Theil eines größern, des Zweiges, so wie dieser einem Ast, der Ast (an Stärke und Fülle der Zweige und Blätter oft selbst ein Baum) dem Hauptstamm einverleibt ist. Wenn mir diese von materiellen Dingen erborgte Vergleichen kein Genüge thun wollen, stelle ich mir das Unendliche Ist (welches durch das geheimnißvolle Er im Tempel zu Delfi bezeichnet zu seyn scheint) unter dem Bilde der Seele, und alles was durch und in Ihm ist, wie die Gedanken vor, welche, wiewohl durch die Kraft der Seele erzeugt und gleichsam aus ihr hervorstrahlend, doch weder außer ihr seyn, noch als Bestandtheile von ihr betrachtet werden können. Aber unter welchem Bilde ich mir auch in gewissen Augenblicken das große Geheimniß der Natur zu symbolisieren suchen mag, der einzige Gebrauch, den ich davon mache, ist: die ewige

Grundmaxime der ächten Lebensweisheit daraus abzuleiten, die zugleich die Regel unsrer Pflicht und die Bedingung unsrer Glückseligkeit ist. Denn natürlicher Weise trägt die Überzeugung, „daß ich nur als „Gliedmaß des Unendlichen Eins da seyn, „aber auch nie gänzlich von ihm abgetrennt werden kann,“ eine zwiefache Frucht: erstens, die feste Gesinnung, daß ich nur durch Erfüllung meiner Pflicht gegen das allgemeine sowohl, als gegen jedes besondere Ganze dessen Glied ich bin, in der gehörigen Unterordnung des Kleinern unter das Größere, glücklich seyn kann; und zweytens die eben so feste Gewißheit, daß ich, wie beschränkt auch meine gegenwärtige Art zu existieren scheinen mag, dennoch als unzerstörbares Glied des Unendlichen Eins, für Raum und Zeit meines Daseyns und meiner Thätigkeit kein geringeres Maß habe, als den hermetischen Zirkel — die Unendlichkeit selbst. Ich weiß es nicht gewiß, aber ich vermuthe, daß sich Plato bey seinem Autoagathon eben dasselbe denkt, was ich bey meinem Unendlichen; wenn man anders bloßes Hinstreben nach etwas Uneneich-

baren Denken nennen kann: aber das ist gewiss, daß ich keinen spekulativen Gebrauch oder Mißbrauch davon mache, und mich nur deswegen nicht bekümmere mehr davon zu wissen, weil ich fühle, daß indem ich einen schwindelnden Blick in diese unergründliche Höhe und Tiefe wage, ich bereits über der Grenze alles menschlichen Wissens schwebe.

Was Platons Ideen betrifft, so gestehe ich dir unverhohlen, daß ich nach allem was mir seine Dialogen davon offenbaret haben, mir keine Idee von ihnen zu machen weiß. Sie sind weder bloß gedachte noch personificierte allgemeine Begriffe; auch sind es nicht die Erscheinungen, die der begeisterten Fantasie des Dichters, Bildners oder Mahlers vorschweben, wenn er nach dem Höchsten seiner Kunst, dem Übermenschlichen und Göttlichen, nach vollkommener Schönheit, Stärke und GröÙe ringt. So wie Plato von ihnen spricht, können sie nichts dergleichen seyn, wiewohl ich vermuthe, daß du in den Momenten der geistigen Anschauungen, wovon du sprichst, sie mit jenen verwechselst. Was sind sie also? Ich weiß es nicht; aber das weiß

ich, daß der Platonische Tisch, der weder klein noch groß, weder rund noch dreyeckig, weder von Holz noch von Elfenbein, noch von Gold oder Silber ist, der nicht dieser oder jener Tisch, sondern der Tisch selber, der Tisch an sich und das einzige Exemplar seiner Art im Lande der Ideen ist, neben den künstlichen goldnen Dreyfüßen im Pallast des Homerischen Hefästos eine schlechte Figur macht. Wie kommt Plato dazu, daß er den abgezogenen Begriffen von Arten und Gattungen, deren wir Menschen bloß als erleichternder und abkürzender Hülfsmittel zum Denken und Reden benöthigt sind, Selbstständigkeit und wirkliches Daseyn außer uns giebt? Die Natur hat ihm schwerlich dazu angehoffen; denn Sie stellt lauter einzelne Dinge auf, und weiß nichts von unbestimmten Formen, nichts von Körpern, die weder klein noch groß, weder rund noch eckigt, weder aus diesem noch jenem Stoffe gemacht sind. Sie kennt nur Ähnlichkeit und Verschiedenheit in unendlichen Graden und Schattierungen; die Abtheilungen, Einzäunungen und Grenzsteine sind Menschenwerk.

Der Maulwurf steht mit dem Elefanten auf eben derselben Linie, wie viel andere Thiere auch zwischen ihnen stehen mögen, und die Verschiedenheit zwischen einem Elefanten und einem andern, ist, wiewohl nicht so stark in die Augen fallend, doch nicht minder groß als die Ähnlichkeit. Weil alles Mögliche wirklich ist, so muß nothwendig der Unterschied zwischen den Wesen, die einander die ähnlichsten sind, kaum merklich seyn; wir übersehen also das, worin sie verschieden sind, fassen sie unter dem Begriff einer Art zusammen, und bezeichnen sie mit einem gemeinsamen Wort. Durch das nehmliche Verfahren erhalten wir, indem wir die ähnlichsten Arten unter Ein gemeinschaftliches Wort stellen, den höhern Begriff der Gattungen. Das Bedürfnis einer Sprache, und das Gefühl der Nothwendigkeit, den auf uns eindringenden Vorstellungen Festigkeit und Ordnung zu geben, nöthigt den Menschen zu dieser ihm natürlichen Anwendung seines Verstandes, und es wäre nicht schwer (wenn es mich nicht zu weit führte) zu zeigen, wie es zugeht, daß es ihm unvermerkt eben so natürlich wird,

diese Abtheilungen und Klassifikationen für das Werk der Natur selbst zu halten, wiewohl sie nichts anders als Produkte seiner durch den Drang des Bedürfnisses erregten instinktmässigen Selbstthätigkeit sind. — Dieß hat mich wenigstens eine mässige Aufmerksamkeit auf die Natur gelehrt, und wenn Spekulieren um bloßen Spekulierens willen meine Sache wäre, so dächte ich auf diesem Wege ziemlich weit zu kommen. Aber ferne von mir sey die Anmaßung, dich, mein lebenswürdiger Freund, oder irgend einen andern Sterblichen von einer Vorstellungsart abzuziehen, die ihm einleuchtet, wobey er gutes Muthes ist, und wodurch keinem andern Weh geschieht. Auch die Philosophie ist in gewissem Sinn etwas individuelles, und für jeden ist nur diejenige die wahre, die ihn glücklicher und zufriedner macht als er ohne sie wäre.

Übrigens danke ich der schönen Lästhenia, daß sie sich ihres entfernten Freundes so großmüthig annimmt, und finde sehr billig, wenn sie (ohne sich des geheimen Beweggrundes bewußt zu seyn) etwas reelleres in der Welt vorzustellen wünscht, als ein bloßes Schatten-

bild des Platonischen Urweibes, welches weiter nichts zu thun hat, als im Lande der Ideen umher zu stolzieren, und zehntausendmahl Zehntausend Myriaden mächtig von einander abstechender Weiberschatten auf diese Unterwelt herabzuwerfen; eine Verrichtung, wobey die Dame, wie groß ihre Selbstgenügsamkeit auch seyn mag, endlich doch ziemlich lange Weile haben dürfte, wenn anders ihr präsumtiver Gesellschafter und Liebhaber, der idealische Urmann, neben seinem eignen gleichen Tagewerk, nicht noch Mittel und Wege findet, ihr auf eine uns Sterblichen unbegreifliche Weise die Zeit zu kürzen.

Ich gestehe dir, lieber Speusipp, daß ich große Lust hätte, diesen platten Scherz, seines ächten Atticismus ungeachtet, wieder auszustreichen, wenn ich nicht eine geheime Hoffnung nährte, daß er deinem erhabenen Oheim vielleicht Anlaß geben könnte, sich über die zur Zeit noch unbegreifliche Natur seiner Ideen etwas deutlicher zu erklären. Denn in der That, wenn er uns nicht mehr Licht über diese wunderbaren Wesen zukommen lassen wollte als bisher,

hätte er besser gethan, uns gar nichts davon zu offenbaren.

Aristipp an Eurybates.

Der angeborne Trieb der streitlustigen Athener für und wider jede Sache zu sprechen, und von allem, was ein Anderer sagt, stehendes Fusses das Gegentheil zu behaupten, ist durch die berühmten Sophisten, die ehemahls eine so gute Aufnahme bey Euch fanden, und seitdem durch Antisthenes, Platon und die übrigen Sokratiker, bey Alten und Jungen aus den höhern Klassen euerer Bürger dermaßen geübt und in Athem erhalten worden, daß es mich nicht wundert, edler Eurybates, wenn Platons neuester Dialog noch immer, wie du mir schreibst, den meisten Anlaß zu den dialektischen Kampfübungen giebt, womit euere vornehmern Müßiggänger, während des dermahligen Stillstands kriegerischer und politischer Neuigkeiten, sich einige Unterhaltung zu verschaffen suchen. Daß mei-

ne Briefe (die nun einmahl, beliebter Kürze und Bequemlichkeit halben, Platonisch oder Antiplatonisch heißen müssen) Öhl ins Feuer gegossen haben, würde mir, als einem der friedfertigsten Menschen unter der Sonne, beynabe leid seyn, wenn du nicht zu gleicher Zeit den Trost hinzufügtest, daß sie auf der andern Seite nicht wenig dazu beytragen, die Nachfrage nach dem wundervollsten Werke unsrer oder vielmehr jeder Zeit allgemein zu machen, und manchen einseitigen Tadler zu Anerkennung des vielfältigen Verdienstes zu vermögen, welches der Urheber desselben sich um Athen und die ganze Hellas, ja ich darf wohl sagen, um das ganze Menschengeschlecht dadurch erworben hat. Denn ich zweifle keinen Augenblick, es wird so lange leben, als unsre Sprache das Mittel bleiben wird, die Kultur, die uns so weit über alle andere Völker erhebt, nach und nach über die ganze bewohnte Erde auszubreiten.

Außerdem gesteh ich dir gern, daß ich mich nicht wenig geschmeichelt finde, auch in so großer Entfernung von der schönen Minervenstadt eine Art geistiger

Gemeinschaft mit ihren Bewohnern zu unterhalten, und mich meinen ehmahli- gen Freunden und Gesellschaftern zu ver- gegenwärtigen, indem ich ihnen Gele- genheit gegeben habe meinen Nahmen zu nennen und sich so mancher schönen, mir selbst unvergeßlichen Stunden zu er- innern, die wir unter dem freyesten Um- tausch unsrer Gedanken und Gefühle, in euern prächtigen Hallen und anmothigen Spaziergängen, oder beym fröhlichen Mahl und bey thauenden Sokratischen Bechern, so vergnüglich zugebracht ha- ben. Je glücklicher das Gegenwärtige, worin wir leben, ist, um so angenehmer ist es, den Genuß desselben durch die ihm so schön sich anschmiegenden und darin verschmelzenden Erinnerungen des Vergangenen zu erhöhen, und uns da- durch dem Wonneleben der seligen Göt- ter zu nähern, deren Daseyn ein immer- währender Augenblick ist. — Warum, ach! warum muß unsre lebenswürdige Freundin zu Ägina — nicht mehr seyn! Welchen Genuß, welche Upterhaltungen würden alle diese neuen Erscheinungen, die so viel Reitz für diese vorwitzige aber

schwer zu täuschende Psyche hatten, ihr und uns durch sie verschafft haben!

Unter den vielerley Problemen, die, wie du sagst, aus Veranlassung meiner Briefe, euere Filodoxen (wie Plato sie benahmset) unter den Propyläen oder in den Schattengängen der Akademie in Bewegung setzen, ist diejenige Frage, worüber du eine nähere Erklärung von mir verlangst, vielleicht die wichtigste, weil sie auf das praktische Leben mehr Einfluss als irgend eine andere zu haben scheint. Du weißt daß ich kein Freund von unfruchtbaren Grübeleynen bin; aber gewiß gehört die Streitfrage: „wie sich das was ist, zu dem was seyn soll, verhalte?“ oder, „ob und in wie fern man sagen könne, daß das was ist, anders seyn sollte?“ nicht unter die Processe um des Esels Schatten; es ist nichts weniger als gleichgültig für den sittlichen Menschen, wie sie entschieden wird. Ich bin so weit entfernt meine Meinung für entscheidend zu geben, daß ich vielmehr überzeugt bin, dieses Problem könne niemahls rein aufgelöst werden. Indessen sehe ich nicht, warum ich Bedenken tragen sollte, dir die Antwort

mitzutheilen, die ich mir selbst auf jene Fragen gebe.

Dafs im bloßen Seyn (dem ewigen Gegentheil des ewig unmöglichen Nichtseyns) alles Mögliche enthalten sey, ist für mich etwas ausgemachtes, an sich klares und keines Erweises bedürftiges. Das was ist, im unbeschränktesten Sinn des Worts, ist also das Unendliche selbst, und umfaßt, nach unsrer Vorstellungsart, alles was möglich ist, war, und seyn wird. Ich sage nach unsrer Vorstellungsart; denn im Unendlichen selbst ist weder Vergangenheit noch Zukunft, sondern ewige Gegenwart; und eben darum ist es uns unbegreiflich. In dieser Rücksicht kann man also nicht sagen, dafs was nicht ist, seyn sollte; denn alles was seyn soll, muß seyn können; und alles was seyn kann, ist.

Aber wie bringe ich diese unläugbaren Grundsätze in Übereinstimmung mit der Stimme meiner Vernunft und meines Herzens, die mir täglich sagen, es geschehen Dinge in der Welt, die nicht geschehen sollten? Brüder z. B. sollten nicht gegen Brüder, Hellenen nicht gegen Hellenen zu Felde ziehen, ihre Wohnsitze und

Landgüter wechselsweise ausrauben und verwüsten, die eroberten Städte schwächerer Völker nicht dem Erdboden gleich machen, die Überwundnen nicht mit kaltem Blute morden, oder auf öffentlichem Markt als Sklaven verkaufen, u. s. w. Wer erkühnt sich zu läugnen, daß dies alles nicht seyn sollte? Und gleichwohl ist es. — Leider! Aber wie könnt' es anders seyn?

Das Bedürfniß unsre Gedanken an Worte zu heften, und die unvermeidliche Unschicklichkeit, mit diesen Worten allgemeine Begriffe bezeichnen zu müssen, deren Allgemeinheit ihren Grund nicht in der Natur der Dinge, sondern bloß in unsrer verworrenen und unvollständigen Ansicht derselben, und in den Trugschlüssen haben, die wir aus diesen täuschenden Anschauungen ziehen, — diese Quellen beynahe aller der Irrthümer, Halbwahrheiten und Mißverständnisse, die so viel Unheil unter den Menschen anrichten — sind auch hier die Ursache eines Trugschlusses, an dessen Richtigkeit gleichwohl die Meisten so wenig zweifeln, daß ich Gefahr laufe des Verbrechens der beleidigten Menschheit an-

geklagt zu werden, wenn ich mich erkühne ihn anzufechten. Indessen, der erste Wurf ist nun einmahl geschehen, und ich werde schon auf meine Gefahr fortspielen müssen.

Dafs der Tieger blutdürstig, der Affe hämisch, die Otter giftig ist, dafs der Wolf Lämmer stiehlt und der Iltis die Tauben erwürgt um ihre Eyer auszuschlürfen, wer wundert sich darüber? Es ist ihre Natur, sagt man, und wie lästig sie uns auch dadurch werden, fordert doch niemand, dafs sie anders seyn sollten als sie sind. Diejenigen, welche behaupten, dafs die Menschen weiser und besser seyn sollten, als sie sind, nehmen als Thatsache an, „dafs sie dermahlen, im Ganzen genommen, eine thörichte und verkehrte Art von Thieren sind;“ Plato trägt sogar kein Bedenken zu behaupten, es gebe kein Volk in der Welt, dessen Verfassung, Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten nicht durch und durch verdorben wären. — „Aber es sollte und könnte anders seyn, sagt man.“ — Allerdings könnte und würde es anders seyn, wenn die Menschen vernünftige Wesen wären. — Wie?

sind sie es etwa nicht? Wer kann daran zweifeln? — Ich! — Wenn sie es wären, so würden sie anders, nehmlich gerade das seyn, was vernünftige Wesen, ihrer Natur zu Folge, seyn sollen. Aber diese sehr ungleichartigen einzelnen Erdenbewohner, die ihr, weil sie auch zweybeinig und ohne Federn sind und den Kopf aufrecht tragen wie die eigentlichen Menschen, mit diesen zu vermengen und unter dem gemeinschaftlichen Nahmen Mensch zusammen zu werfen beliebt, sind nun einmal größtentheils, (wie ihre ganze Weise zu seyn und zu handeln augenscheinlich darlegt) alles andre was ihr wollt, nur keine vernünftige Wesen. Das äußerste, was ich, ohne mich an der Wahrheit zu versündigen, thun kann, ist, ihnen eine Art von vernunftähnlichem Instinkt zuzugestehen, mit etwas mehr Kunstfähigkeit, Bildsamkeit und Anlage zum Reden, als man an den übrigen Thieren wahrnimmt; Vorzüge, wodurch sie einer zwar langsamen, aber doch fortschreitenden Vervollkommnung fähig sind, deren Grenzen sich schwerlich bestimmen lassen. Dieß giebt einige Hoffnung für

die Zukunft. Binnen etlichen hundert Metonischen Zykeln mögen sie, nach zehntausendmahliger Wiederholung der nehmlichen Mißgriffe und Albernheiten, durch die immer gleichen Folgen derselben endlich gewitziget, einige Schritte vorwärts gemacht haben, und wenn sie dereinst völlig zur Vernunft gereift sind, zuletzt so verständig und gut werden, als sie euerer Meinung nach bereits seyn sollten; was doch unter allen Bedingungen ihrer dermahligen Existenz und auf der Stufe von Kultur, worauf sie stehen, keine Möglichkeit ist. Ihr vergeßt nehmlich, daß von Allem, was wir uns, unter einem abgezogenen unbestimmten Begriff, als möglich vorstellen, keines eher in die wirkliche Welt eintreten kann, bis die Ursachen und Bedingungen seiner Möglichkeit in derselben vollständig zusammentreffen. Ihr vergeßt, daß das, was i^hzt ist, aus dem, was zuvor war, hervorgehen muß, und daß Jahrtausende nöthig waren, bis an jenen Tiegermenschen, Wolf- und Luchsmenschen, Pferde- Stier- und Eselmenschen, u. s. w. welche, als die wahren ursprünglichen

Autochthonen, vor undenklichen Zeiten den noch rohen Erdboden inne hatten, das Menschliche so viel Übergewicht über die ungeschlachte Thierheit bekam, daß es einem Hermes, Cerkrops, Foroneus, Orfeus, den Kureten, Telchinen, Idäischen Daktylen und ihres gleichen möglich war, sie in eine Art von bürgerlicher Gesellschaft zu vereinigen, sie an einige Ordnung und Sittlichkeit zu gewöhnen, und in den ersten Anfängen der Künste, die das Leben menschlicher machen, zu unterrichten. Wer sich die Mühe nehmen mag, den unendlichen Hindernissen und Schwierigkeiten nachzudenken, welche die Vernunft noch itzt da die sogenannten Menschen sich aus ihrer ursprünglichen Roheit und Verwilderung schon so lange herausgearbeitet haben, in ihren Wahnbegriffen und Leidenschaften, in ihrer Geistesträgheit, Sinnlichkeit und thierischen Selbstigkeit zu bekämpfen hat, der wird sich nicht wundern, daß es mit ihrer Veredlung so langsam hergeht, und wird nicht schon von der harten und herbgrünen Frucht die Weichheit und Süßigkeit der zeitigen verlangen.

Nun wohl, höre ich sagen, wenn dieß auch von der größten Mehrheit der Menschen in Eine Masse zusammengeworfen gelten könnte, bleibt darum weniger wahr, daß Dieser und Jener, oder vielmehr daß jeder Einzelne Mensch besser seyn könnte, folglich seyn sollte, als er ist? — Mich dünkt hier ist viel auseinander zu setzen. Wenn ich z. B. meinen Sklaven Kappadox aus dem ganzen Zusammenhang seiner äußern Umstände und aus sich selbst gleichsam heraushebe, so scheint es allerdings, daß er verständiger, besonnener, geschickter, fleissiger und bey Gelegenheit etwas nüchterner seyn könnte; denn es ist nicht zu läugnen, daß ihm, wiewohl er eben kein bössartiger Menschensohn ist, doch ziemlich viel fehlt, um für ein Muster der Sokratischen Sofrosyne zu gelten. Unstreitig läßt sich also nicht nur ein besserer Mensch denken als er; ich glaube sogar zu begreifen, wie er selbst, unter andern Umständen, dieser bessere Mensch seyn könnte. Wenn ich aber überlege, daß er ein geborner Kappadozier, unter ungebildeten Menschen aufgewachsen, schlecht erzogen, schlecht genährt, und

nie zu etwas besserm als knechtischer Arbeit angehalten worden ist, u. s. w. so finde ich mehr Ursache, mich wundern zu lassen, daß er nicht schlechter als daß er nicht besser ist, und ich fordere nicht mehr Weisheit und Tugend von ihm, als ihm unter allen Bedingungen seiner Existenz zuzumothien ist. Sollte, was von meinem Kappadozier gilt, nicht aus gleichem Grunde von jedem gebildeten und ungebildeten Athener, Thebaner oder Korinthier gelten? — Aber (könntest du mir einwenden) kommen nicht Fälle vor, wo du deinen Sklaven zu einer Pflicht ermahnest, oder ihm eine Unart verweisest, oder ihn wohl gar körperlich züchtigen lässest? — Das letztere ist in meinem Hause nicht üblich. Wenn einer meiner Sklaven sich auf einen wiederhohnten scharfen Verweis nicht bessert, wird er auf den Markt geführt und — nicht für gut — verkauft. — „Du nimmst also doch die Besserung als etwas mögliches an?“ — Warum nicht? Wenn ich ihm einen mehrmahls begangenen Fehler scharf verweise, so geschieht es nicht des begangenen wegen, denn der ist nun einmahl gemacht; aber da der Fall wieder kommen kann,

warum sollt' es nicht möglich seyn, daß mein Kappadox, indem er im Begriff ist dieselbe Sünde wieder zu begehen, sich meines Verweises und der angehängten Drohung erinnerte, und dadurch zurückgehalten würde? Wo nicht, so wirkt vielleicht eine derbe Züchtigung, die ihm sein künftiger Herr geben läßt; aber aus beyden Fällen geht weiter nichts hervor, als daß ein Mensch, der einer gewissen Versuchung heute nicht zu widerstehen vermochte, es mit Hülfe eines stärkern Beweggrundes ein ander Mal vielleicht vermögen wird. Belehrung, Warnung, Züchtigung, beziehen sich daher immer auf künftige Fälle, und sind, in so fern, als mögliche Verbesserungsmittel nicht zu versäumen. Denn die Möglichkeit durch gehörige Mittel unter den erforderlichen Umständen besser werden zu können, ist unläugbar eine Eigenschaft der menschlichen Natur, wiewohl daraus nicht folgt, daß ebenderselbe, der in einer gewissen äußern Lage und innern Stimmung etwas zu thun oder zu unterlassen vermag, auch bey veränderten Umständen Kraft genug haben werde, dasselbe zu thun oder nicht zu thun. — „Du

rechnest also nichts auf die Kraft eines festentschlossnen Willens?" — Im Gegentheil, sehr viel. Aber ein Wille, der zu allen Zeiten jeder Versuchung, jeder Leidenschaft und jeder Gewohnheit siegreich zu widerstehen vermag, setzt eine große erhabene Natur voraus, und kann nicht das Antheil gewöhnlicher Menschen seyn. Von diesen zu fordern, was nach dem Zeugniß der Erfahrung nur in sehr seltenen Fällen von den außerordentlichsten Heroen der Menschheit geleistet worden ist, wäre unbillig und vergeblich. Wir bewundern alle Arten von Helden, aber niemand ist schuldig ein Held zu seyn, und hört er auf es zu seyn, wenn ers einst war, was können wir dazu sagen, als daß ihn seine Kraft verlassen habe? Er ist in die Klasse der gemeinen Menschen zurückgesunken, und verdient deßwegen keine Verachtung, wiewohl er, als er ein Held war, Bewundrung verdiente. — Du wirst mir einwenden, die Rede sey nicht von moralischen Heldenthaten, sondern von dem, wozu jeder Mensch verbunden ist, von der Pflicht gerecht und gut zu seyn; und ich — werde wiederhohlen

müssen was ich schon gesagt habe: die Vernunft fordert beydes, aber nur von vernünftigen Wesen. Der bürgerliche Gesetzgeber scheint zwar diese Forderung ohne Unterschied an alle Glieder des Staats zu machen; aber im Grunde rechnet er wenig auf ihre Vernunft; er verlangt nur Gehorsam. Unbekümmert aus welcher Quelle dieser Gehorsam fließe, glaubt er genug gethan zu haben, indem er seine Untergebenen durch Strafen von Übertretung der Gesetze abschreckt. Indessen zeigt der allgemeine Augenschein wie wenig dieß hinreicht, und Plato hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß die Bürger eines Staats von Kindheit an durch zweckmäßige Veranstaltungen zur Tugend erzogen, d. i. mechanisch an ihre Ausübung gewöhnt werden müssen, und daß alle andern Mittel, wodurch man dem Gesetze Kraft zu geben vermeint, unzulänglich oder unvermögend sind. So lange diesem Mangel nicht abgeholfen ist, sind Strafgesetze zwar ein nothwendiges Übel, aber immer ein Übel, worüber der Weise den Kopf schüttelt und der Freund der Menschheit trauert.

Aber wir haben es, bey Beantwortung der Fragen über seyn und sollen, nicht mit Bürgern, sondern mit Menschen zu thun, nicht aber mit einer dialektischen, geschweige Platonischen Idee der Menschheit, sondern mit den sämtlichen einzelnen Wesen, welche unter dem allgemeinen Nahmen Mensch begriffen werden. Von diesen zu fordern, sie sollten anders seyn als sie sind, — wäre die Vernunft nur dann berechtigt, wenn sie unbillige Forderungen thun könnte. Aber die Vernunft will nichts als das sie anders werden sollen, und auch diess erwartet sie nur von solchen innern und äußern Veranstaltungen, wodurch die Verbesserung möglich wird: denn sie verlangt nicht (mit dem Sprüchwort zu reden) das das Böckchen im Hofe herumspringe bevor die Ziege geworfen hat.

Ich hätte noch mancherley zu bemerken, wenn ich ins Besondere gehen, und diese reichhaltige Ader erschöpfen wollte. Ich glaube aber meine Gedanken hinlänglich dargelegt zu haben, um dir klar zu machen, das ich durch meine Art die

Dinge zu sehen hauptsächlich den schiefen und unbilligen Urtheilen (wenigstens bey mir selbst) zuvorkommen möchte, die man täglich über Personen, Sachen und Handlungen von Leuten aussprechen hört, denen nichts recht ist wie es ist, wiewohl der Fehler bloß daran liegt, daß sie selbst nicht sind, wie sie seyn müßten, um über irgend etwas ein unbefangenes Urtheil fällen zu können.

13.

Lysanias von Athen an
Droso, seine Mutter.

Wenn ein Jüngling, der so glücklich ist ein Athener und dein Sohn zu seyn, an irgend einem Ort in der Welt in Gefahr kommen könnte, zu erfahren was den Gefährten des edeln Laertiaden bey den Loto fagen begegnete,

Lotos pflückend zu bleiben und abzusagen der Heimat,
so müßt' es, denke ich, zu Cyrene im Hause unsers edeln Gastfreundes Aristip.

pus seyn , wo ich bereits vom dritten Frühling überrascht werde , ohne recht zu wissen , wie mir so viele Zeit zwischen den Fingern , so zu sagen , durchgeschlüpft ist. Nicht als ob ich mir selbst so Unrecht thun wollte , liebe Mutter, die Besorgniß bey dir zu erregen , daß ich sie übel angewandt hätte; was freylich bey den Menschen , mit welchen ich lebe , nicht wohl möglich gewesen wäre: aber gewiß ist , ich befand mich von allen Seiten so wohl , hatte so viel zu sehen , zu hören , zu lernen , zu üben , zu schicken und zu schaffen , und das alles unter dem mannigfaltigsten Genuß immer abwechselnder Vergnügungen , daß ich mich auch nicht eines einzigen Tages besinnen kann , der mir nicht zu kurz gedäucht hätte.

Cyrene ist in der That eine Stadt , die selbst ein geborner Athener schön finden muß; nicht ganz so groß noch so volkreich als Athen , aber doch beydes genug , um nach Karchedon die ansehnlichste Stadt an den Küsten Libyens zu seyn. Ihre Lage ist sehr anmuthig , noch mehr durch den Fleiß und Geschmack der Einwohner als von Natur ; denn die Stadt

scheint in einem einzigen unübersehba-
ren, trefflich angebauten Garten zu liegen.
Nichts übertrifft die Fruchtbarkeit des Bo-
dens; alle Arten von Früchten gelangen
hier zu einem Grad von Vollkommenheit,
wovon man in unserm rauhern Attika kei-
nen Begriff hat.

Die Bürger von Cyrene sind überhaupt
ein guter Schlag Menschen; eben nicht
so fein geschliffen und abgeglättet als
unsre Athener, aber auch nicht so hart,
um so vieler Politur nöthig zu haben. Gut-
müthigkeit, Gefälligkeit und Frohsinn sind
ziemlich allgemeine Züge im Karakter
dieses Volks; sie lieben (wie alle Men-
schen) das Vergnügen, aber mit einer ei-
genen, in ihrer Sinnesart liegenden Mä-
ßigung; sie wollen lieber weniger auf
einmahl genießen, um desto länger ge-
nießen zu können; und diess ist ver-
muthlich die Ursache, warum ich hier so
viele Greise gesehen habe, die mir das
Bild des weisen Anakreons, so wie er
sich selbst in seinen kleinen Liedern dar-
stellt, vor die Augen brachten.

Aristipp und Kleonidas haben unver-
merkt auf den Geist und Geschmack ih-
rer Mitbürger eine Wirkung gemacht, de-

ren Einfluß auf das gesellige Leben, die öffentlichen Vergnügungen und vielleicht selbst auf die bisherige Ruhe dieses kleinen Staats nicht zu verkennen ist. Auch genießen beyde die allgemeine Achtung ihrer Mitbürger so sehr, daß selbst auf mich eine Art von Glanz davon zurückfällt, und mir als ihrem Freund und Hausgenossen überall mit Auszeichnung begegnet wird. Ich hoffe mich keiner allzugroßen Selbstschmeicheley bey dir verdächtig zu machen, wenn ich hinzusetze, daß die Grazien (denen ich, nach Platons Rath, fleißig opfre) auch den Cyrenenerinnen günstige Gesinnungen für mich eingeflößt zu haben scheinen. Man sieht zwar hier, wie zu Athen, die Frauen und Jungfrauen der höhern Klassen nur bey öffentlichen religiösen Feyerlichkeiten in großer Anzahl beysammen; aber sobald jemand in einem guten Hause auf dem Fuß eines Freundes steht, erhält er dadurch auch die Vorrechte eines Anverwandten und wird, in so fern sein Betragen die von ihm gefasste günstige Meinung rechtfertigt, von dem weiblichen Theil der Familie eben so frey und vertraut behandelt als ob er selbst zu ihr gehörte.

Du zweifelst wohl nicht, liebe Mutter, daß ich mir diese Cyrenische Sitte in dem Hause, worin ich das Glück habe zu leben, aufs beste zu Nutze zu machen suche, und ich hoffe du wirst dereinst finden, daß mir der freye Zutritt, den ich bey Kleonen und Musarion habe, für die Ausbildung meines Geistes und mein Wachsthum in der Kalokagathie, in welcher ich erzogen bin, wenigstens ebenso vortheilhaft gewesen ist, als der tägliche Umgang mit den vortreflichen Männern, an welche mich mein Vater empfohlen hat. Unläugbar sind diese beyden Frauen unter den liebenswürdigsten, deren Cyrene sich rühmen kann, eben so ausgezeichnet als es ihre Männer unter ihren Mitbürgern sind; und ich gestehe dir offenherzig, es ist ein Glück für mich, daß ich beyde zu gleicher Zeit kennen gelernt habe, und, da sie beynahe unzertrennlich sind, beyde immer beysammen sehe. Ohne diesen Umstand würde es mir, glaube ich, kaum möglich gewesen seyn, ungeachtet sie die Blüthenzeit des Lebens bereits überschritten haben, von der Leidenschaft nicht überwältiget zu werden, welche mir jede von ihnen,

hätte ich sie allein gekannt, unfehlbar (wiewohl gewifs wider ihren Willen) angezaubert hätte. Du wirst über mich lächeln, gute Mutter; aber, wie wunderbarlich es auch klingen mag, ich schwöre dir bey allen Göttern, ich könnte sie nicht reiner und heiliger lieben, wenn sie meine leiblichen Schwestern wären; und doch fühle ich zuweilen, dafs ich in Kleonen, wenn keine Musarion, und in Musarion, wenn keine Kleone wäre, bis zum Wahnsinn verliebt werden könnte. Blofs dadurch, dafs beyde zugleich so stark auf mich wirken, erhalten sie mein Gemüth in einer Art von leiser Schwelung zwischen ihnen, die ich beynahe Gleichgewicht nennen möchte. Kurz, weil ich beyde liebe, so — liebst du keine, wirst du sagen; und im Grunde glaube ich selbst, dafs für diese seltsame Art von Liebe ein eigenes Wort, das unsrer Sprache fehlt, erfunden werden müfste. Was mich auf alle Fälle beruhigt, ist, dafs ich Aristipp und Kleonidas zu meinen Vertrauten gemacht habe. Diesem sage ich alles was ich für seine Schwester, jenem alles was ich für Musarion empfinde. Beyde sind mit mir zufrieden;

sie selbst sowohl als ihre Frauen gehen mit mir wie mit einem jüngern Bruder um, so unbefangen, so traulich und herzlich, daß sie mich unvermerkt gewöhnt haben, mich dafür zu halten. Darf ich dir alles gestehen, meine Mutter? — und warum sollt' ich nicht, da ich nichts zu bekennen habe, worüber ich erröthen müßte? Jede der beyden Frauen hat eine Tochter, die ich, wenn sie auch an sich selbst weniger reizend wären, um der Mutter willen lieben würde. Aber hier bedarf es keines solchen Beweggrundes; die Töchter sind in einem so hohen Grade liebenswürdig, daß sogar ihre Mütter (wenigstens in meinen Augen) durch sie verschönert werden. Melissa, Musarions Tochter, soll an Gestalt und Gesichtsbildung der berühmten Lais ähnlich seyn; und wirklich besitzt Kleone ein Bild der letztern, worin alle, die es zum ersten Mahle sehen, Melissen zu erkennen glauben. Ich selbst wurde beym ersten Anblick getäuscht; aber als ich das Bild genauer mit ihr verglich, sah ich, daß Melissa — vielleicht nicht ganz so schön ist, aber etwas noch sanfter anziehendes und, wenn ich so sagen kann,

dem Herzen sich einschmeichelndes hat, welches sie ihrer Mutter ähnlicher machen würde, wenn es nicht mit den Zügen der schönen Lais so zart verschmolzen wäre. Diese wunderbare Vermischung, wodurch sie, je nachdem man sie von einer Seite ansieht, bald Musarion bald Lais scheint, giebt ihr etwas so eigenes, daß ihr jede Vergleichung Unrecht thut; einen Zauber, der mich unwiderstehlich an sie fesseln würde, wenn nicht Kleonens leibhaftes Ebenbild, ihre einzige Tochter (einen holden dreyjährigen Knaben hat ihr Aurora entführt) die liebliche Arete, neben ihr stände, und durch die zierlichste Nymfengestalt, und die Vereinigung aller Grazien der holdesten Weiblichkeit mit dem stillen Ausdruck eines edeln Selbstgefühls mich etwas empfinden liesse, wofür ich keinen Nahmen habe; eine Art von Anmuthung, die nichts leidenschaftliches, aber etwas unbeschreiblich inniges hat, und die Gewalt der magischen Reitze ihrer schwesterlichen Gespielin so lieblich dämpft — daß ich (wiewohl ohne mein Verdienst) bis jetzt noch immer Herr von mir selbst geblieben bin, und zwischen Arete und

Melissa ungefähr eben so in der Mitte schwebe, wie zwischen Kleone und Musarion.

Ich bin es zu sehr gewohnt, nichts geheimes vor einer so gütigen und nachsichtvollen Mutter zu haben, als daß ich meine Bekenntnisse nicht vollständig machen sollte. Da ich die Freundschaft kannte, die schon so lange zwischen meinem Vater und Aristipp, so wie zwischen dir und Musarion besteht, so mußte der Gedanke an die Möglichkeit einer engern Verbindung unsrer Familien um so natürlicher in mir entstehen, da ich in den äußern Umständen kein erhebliches Hinderniß sehen konnte. Es zeigte sich aber bald nach meinem Eintritt in das Aristippische Haus, daß Melissa, welche bereits das dreyzehnte Jahr zurückgelegt hat, meinem neuen Freund Kratippus, Aristipps Bruderssohne, und die holdselige Arete, welche vier Jahre weniger als ihre Base hat, von der Wiege an einem Sohne des Kleonidas zugebracht ist. Ein Glück für mich, daß mir dieses Verhältniß, welches für die beyden Kinder selbst noch ein Geheimniß ist, bey Zeiten entdeckt wurde. Indessen hätte ich

die Tochter Kleonens jedem andern streitig gemacht, als einem Sohn von Musarion und Kleonidas. Überdies zeigten mir beyde Mütter so viele Freude an dem Gelingen ihres Plans und an der täglich sichtbarer werdenden Sympathie ihrer Kinder, daß ich eher einen Tempel zu berauben oder mein Vaterland zu verrathen, als das häusliche Glück dieser schönen Seelen zu stören vermöchte. Glaube nicht, ich dünke mir dieser Selbstbeziehung wegen ein großer Tugendheld; dazu kommt sie mich in der That zu leicht an. Eine Familie wie diese, worin Männer, Frauen und Kinder, jedes in seiner Art so äußerst liebenswürdig, alle wie von einer einzigen gemeinschaftlichen Seele belebt, so zufrieden, so einmüthig, so glücklich in sich selbst und eines in dem andern sind, werde ich in meinem Leben schwerlich wieder finden. Mir ist ich lebe in einer kleinen idealischen Republik, worin ich durch den bloßen Geist der Liebe diese reine Zusammenstimmung realisiert sehe, welche Plato in der Seinigen vergebens durch die mühsamsten Anstalten und die unnatürlichsten Gesetze zu erzwingen hofft. Der müßte ein Un-

geheuer seyn, der, in der Mitte so edler und guter Menschen lebend, und so freundlich von ihnen in ihren Kreis aufgenommen, die Harmonie, die das Glück ihres Lebens macht, durch irgend einen vorsetzlichen Mißklang zu unterbrechen fähig wäre!

Ich kann es mir nicht versagen, liebe Mutter, noch einmahl zu Kleonen zurückzukommen; dieser Einzigen, in welcher Alles was ich für eine Schwester und Freundin, für die Gattin des würdigsten Mannes, und selbst für eine Mutter fühlen kann, mit dem, was eine noch junge Frau, die von Afroditen mit jedem Reitz und von den Musen mit ihren schönsten Gaben ausgestattet wurde, einem empfänglichen, aber nicht unbescheidenen Jüngling einzuflößen vermag, in einer mir selbst beynahe wunderbaren Mischung zusammenfließt. Zu dem Allem kommt noch zuweilen eine Art von heiligem, ich möchte sagen religiösem Gefühl, wie ich glaube daß mir zu Muthe wäre, wenn ein überirdisches Wesen in aller Glorie, die ein irdisches Aug' ertragen kann, aber mit dem Ausdruck von Huld und Wohlwollen, plötzlich vor mir stände. Wie

oft ist mir in solchen Augenblicken eingefallen, was Plato in einem seiner Dialogen von der unaussprechlichen Liebe sagt, welche die Tugend in uns entzünden würde, wenn sie uns in ihrer eigenen Gestalt sichtbar werden könnte!

Einer der schönsten und seltensten Züge im Karakter dieses vortreflichen Weibes ist die Vereinigung einer immer gleichen Heiterkeit, welche nah an Frohsinn, selten an Fröhlichkeit grenzt, mit einem sanften Ernst, der über dem reinen Himmel ihrer Augen wie ein durchsichtiges Silberwölkchen schwebt. Seit einiger Zeit scheint dieser Ernst zuweilen (doch nur wenn sie unbemerkt zu seyn glaubt) in ein stilles Brüten über düstern Gedanken übergegangen zu seyn; auch haben Musarion und ich einander die Wahrnehmung mitgetheilt, daß sie, wiewohl in kaum merklichen Graden, blässer und magerer wird, von den zahlreichen rauschenden Gesellschaften (die in diesem gastfreyen Hause nicht selten sind) mehr als sonst ermüdet scheint, und überhaupt, wo sie kein Aufsehen zu erregen befürchtet, sich gern ins Einsame zurückzieht. Musarion glaubt in diesen und andern

kleinen Umständen Zeichen einer langsam abnehmenden Gesundheit wahrzunehmen, und verdoppelt daher ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt für die geliebte Schwester, ohne jedoch weder Aristipp noch Kleonidas in Unruhe zu setzen, welche, von Kleonens gewohnter Heiterkeit und Munterkeit getäuscht, von allem dem nichts gewahr werden, worüber wir selbst uns vielleicht aus allzusorglicher Liebe täuschen. Denn manches kann vorübergehende Ursachen haben; und besonders scheint ihre Liebe zur Einsamkeit eine natürliche Folge davon zu seyn, daß sie sich aus der Bildung der jungen A r e t e das angelegenste ihrer Geschäfte macht; denn selten oder nie findet man sie ohne ihre Tochter allein.

Dieser Tage machte mich ein Znfall zum unbemerkten Zeugen einer Scene, die ein unauslöschliches Bild in meiner Seele zurückgelassen hat. Es traf sich daß Aristipp mit einem merkwürdigen Fremden, der sich seit kurzem hier aufhält, einen kleinen Abstecher ins Land machte. Da jedes im Hause seinen Geschäften oder Erhohlungen nachging, lockte mich die Schönheit des Abends bey

halb vollem Mondschein in eine abgelegnere Gegend der Gärten die das Landhaus, wo wir uns aufhalten, umkränzt. Unvermerkt führte mich ein schmaler Pfad in die Nähe eines kleinen von Cypressen und duftreichen Gebüschen eingeschlossenen, mit Moos bewachsenen Platzes, den die älterliche Liebe dem Andenken ihres in der Kindheit verstorbenen einzigen Sohnes widmete. Selbst ungesehen erblicke ich hier Kleonen, an den Aschenkrug des kleinen Klearists zurückgelehnt, auf einer Stufe des marmornen Denkmahls sitzen, den Kopf auf den linken Arm gestützt, die Augen mit sanft traurigem Lächeln auf den Mond, der so eben über den Cypressen aufging, wie auf die Scene einer himmlischen Erscheinung geheftet. Ihr bis zu den Füßen herabgefloßnes weißes Gewand, die Blässe ihres schönen Gesichts, und die kalte Marmorweise des Arms, worauf sie sich stützte, das Unvermuthete des Anblicks, und die schauerliche Stille des Orts, Alles vereinigte sich meine Besonnenheit zu überraschen. Ich glaubte Kleonens Schatten zu sehen und schauderte zusammen; aber zu allem Glück blieb mir der unfrey-

willige Ausruf, der mir entfahren wollte, in der Kehle stecken. Einen Augenblick darauf hört' ich ein Rascheln durchs Gebüsch, und die kleine Arete an der Hand ihres vermeinten Bruders Kallias kam von der andern Seite, mit lautem Rufen, da ist sie! da ist sie! auf die geliebte Mutter zugeflogen, welche sie schon lange im ganzen Garten gesucht hatten. Es war ein entzückender Anblick für mich, wie sie die holden Kinder, jedes mit Einem Arm umschlingend, an ihren Busen drückte, und wie schnell das süße Muttergefühl für die Lebenden die kurz zuvor so bleichen Lilienwangen mit warmen Blut aus dem überwallenden Herzen durchströmte. Eine heilige Ehrfurcht hielt mich in den Boden gewurzelt und band meine Zunge. Kleone stand ohne mich entdeckt zu haben auf, nahm die fröhlich hüpfenden Kinder an beyde Hände, und verschwand in wenig Augenblicken.

Ich werde zwar frey zu dir zurückkehren, liebe Mutter; aber du wirst Mühe haben in Athen eine Jungfrau zu finden, die mich meiner lieben, wiewohl leider!

nicht für mich geboren, Cyrenerinnen
vergessen machen könnte.

14.

Aristipp an Learchus von Korinth.

Der Syrakusier, der sich seit einiger Zeit bey uns aufhält, edler Learch, ist wirklich der nehmliche identische Filistus, von welchem Kundschaft einzuziehen du von einem Freund in Syrakus ersucht worden bist. Er macht kein Geheimniß daraus; zumahl da er nicht unterlassen hatte dem Dionysius schriftlich anzuzeigen, daß er seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Rhodus und Kreta, und von da vielleicht nach Cyrene unternehmen würde. Daß er die Einwilligung des alten Fürsten nicht abgewartet oder vielmehr gar nicht um sie angesucht, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen: denn der Ort, wo er während seiner Verweisung aus Sicilien leben wolle, war in sein Belieben gestellt; und so gut als

er von Thurium, wo er sich Anfangs einige Jahre aufhielt, eigenmächtig nach Adria ziehen konnte, stand es ihm frey, von Adria nach Rhodus, Cyrene oder Gades zu gehen, wenn er Lust dazu hatte. Er hat sich selbst dadurch um einige Tausend Stadien weiter von Syrakus verbannt, aber doch nicht weit genug, daß ihn Dionys nicht finden könnte, wenn er ihn wieder bey sich haben wollte; und ich sehe nicht, warum sein Besuch bey einem alten Bekannten (der überdies noch von seiner Jugend her, ein erklärter Verehrer der Regierungstalente dieses Fürsten ist) ihm den mindesten Verdacht zuziehen könnte. Möge Dionysius noch lange vor allen andern Anschlägen so sicher seyn, als vordenen, die in Aristipps Hause gegen ihn geschmiedet werden!

Es sind nun über fünf und zwanzig Jahre, daß ich mit Filisten zu Syrakus (wohin ich wie du weißt, den Sophisten Hippias begleitete) zufälliger Weise bekannt wurde. Damahls stand er bey dem sogenannten Tyrannen noch in Gunsten, und schien Geschmack an mir zu finden; aber weder meine Absichten noch die Kürze meines Aufenthalts gestatteten

mir ein näheres Verhältniß mit ihm anzuknüpfen, und ich gestehe daß ich ihn in der Folge gänzlich aus meinem Gesichtskreis verlor. Dem ungeachtet erkannten wir einander wieder, als er vor einigen Monaten ohne alle Vorbereitung bey mir erschien, und sich mir, unter dem Titel eines alten Bekannten, als Filistus des Archomenides Sohn von Syrakus ankündigte. Da er überall im Ruf eines Mannes von Geist und Talenten steht, und unläugbar einer der vorzüglichsten und gebildesten unsrer Zeitgenossen ist, so wirst du dich eben so wenig wundern, daß er hier allgemeinen Beyfall findet, als daß sich nach und nach eine Art von Freundschaft zwischen ihm und mir entsponnen hat, so vertraut als sie zwischen dem planlosen Weltbürger Aristipp und einem ehrgeitzigen Syrakusischen Eupatriden möglich ist, der (wie es scheint) nie vergessen wird, daß seine Geburt, sein Vermögen, die wesentlichen Dienste, die er dem Dionysius geleistet und seine Verbindung mit einer Bruderstochter desselben, ihn zu Erwartungen berechtigten, die mit seiner schon so lange daurenden Verbannung in

einem sehr unangenehmen Mißverhältniß stehen. Bey allem dem hat er sich selbst so sehr in seiner Gewalt, daß diese unfreywillige Auswanderung das Werk seiner eigenen Wahl zu seyn scheint; und allenthalben, wo die Rede von dem Zustand seines Vaterlandes und der Regierung des Dionysius ist, spricht er darüber so unbefangen mit, daß Niemand, der von seinen Verhältnissen nicht genau unterrichtet ist, weder in seinem Ton, noch in seiner Miene das geringste, was einen Mißvergnügten verriethe, gewahr werden kann. Daß er sich gegen mich, wenn wir ohne Zeugen von diesen Dingen sprechen, für jenen Zwang ein wenig entschädigt, ist natürlich; indessen kann ich dich versichern, er müßte entweder der verdeckteste und undurchdringlichste aller Menschen seyn, (was von einem so feuevollen Sicilier kaum zuglauben steht) oder er ist fest entschlossen, da alle bisherige Versuche, den nichts verzeihenden Herren zu seiner Zurückberufung zu bewegen, fruchtlos abgelaufen sind, sich nun vollkommen leidend zu verhalten, und den Zeitpunkt ruhig abzuwarten,

der seinem Schicksal vermuthlich eine andere Wendung geben wird.

Filist ist ein so angenehmer Gesellschafter, daß es nur von ihm abhinge, zu Cyrene ein so müßiges und üppiges Leben zu führen als euere ausgemachtesten Sardanapale zu Korinth und Syrakus. Er hat aber in seiner Jugend schneller gelebt als rathsam ist, und scheint nun mit seinem Rest etwas behutsamer haushalten zu wollen. Er theilt sich nur gerade so viel mit, als nöthig ist sich bey meinen gastfreundlichen Mitbürgern von der ersten Klasse in Kredit zu erhalten, und hat die Übereinkunft mit ihnen getroffen, sich monatlich nicht mehr als sechsmahl einladen zu lassen; so daß er, wenn jeder Einmahl an die Reihe kommt, gerade ein volles Jahr braucht, um bey allen herumzuziehen. Seine meiste Zeit bringt er in meiner Akademie zu, wo ich ein eigenes Kabinet für ihn habe zubereiten lassen, um in der Nähe der Bibliothek ungestört an der Fortsetzung seiner Geschichte von Sicilen arbeiten zu können, die seit zwanzig Jahren seine Lieblingsbeschäftigung ist, wiewohl wir sie mehr seiner Verbannung aus dem

schönsten Lande der Welt, als seiner Liebe zur historischen Muse zu danken haben mögen. Vermuthlich kennst du die neun Bücher dieses Werkes, welche bereits in den Händen der Bibliopolen sind, und wovon die beyden letzten die Geschichte der Regierung des Dionysius von der drey und neunzigsten bis zur hundersten Olympiade enthalten. Man findet, wie ich höre, zu Athen lächerlich, daß Filistus, ohne den Geist, den Scharfblick und die Stärke des Thucydidis zu besitzen, sich vermesse, seinen Stiel, seine scharfen Umrisse, seine Trockenheit und nervige Kürze, und, wo es ihm damit nicht recht gelingen wolle, wenigstens seine Dunkelheit nachzuäffen. In der Akademie aber soll ihm hauptsächlich zum Verbrechen gemacht werden, daß er, wenigstens in den Büchern die den Dyonysius betreffen, die Heiligkeit der Geschichte durch eine vorsetzlich verfälschte Darstellung der Begebenheiten verletzt und allen parasitischen Kunstgriffen aufgeboten habe, den Lastern des Tyrannen die Farbe der Tugend anzustreichen, seinen schlechtesten und grausamsten Handlungen edle Beweggründe und

Absichten unterzulegen, und, kurz, den hassenswürdigsten Unterdrücker seines Vaterlandes der Nachwelt (wenn anders sein Buch so lange leben könnte) für das Modell eines vortrefflichen Fürsten aufzuschwatzen. Meiner Meinung nach geschieht Filisten durch die erstern Vorwürfe weniger Unrecht als durch die letztern. Wenn ich nicht irre, so hat er in den sieben ersten Büchern, worin er das Denkwürdigste der Geschichte Siciliens von der fabelhaften und heroischen Zeit an bis auf die Regierung Gelons und die Wiederherstellung der Oligarchie zusammenfaßt, mehr den Herodot, in der Erzählung der Begebenheiten und Thaten des Dionysius hingegen mehr den Thucydides zum Muster genommen: da er, aber keinen von beyden zu erreichen vermochte, hätte er allerdings besser für seinen Ruhm gesorgt, wenn er alles, was ihm das auffallende Ansehen eines Nachahmers giebt, vermieden, und falls er nicht Kunst genug besaß, Herodots naive und angenehm unterhaltende Darstellungsgabe mit dem tiefblickenden Verstand und der scharfen Urtheilskraft des Thucydides auf eine ungezwungene, ihm

eigenthümlich scheinende Art zu vermählen, sich lieber begnügt hätte, uns seine Geschichten mit Ordnung, Klarheit und möglichster Anspruchlosigkeit zu erzählen. Aber um dieß zu können, ja, um es nur zu wollen, hätte Filist — der auch als Geschichtschreiber glänzen und mit den Ersten in diesem Fache wettern wollte — nicht Filist seyn müssen. Wir wollen ihm dieß nicht zumuthen: aber dafür mag er auch für alles büßen, was er als Filist sündigt. Leichter und (meiner Überzeugung nach) mit besserm Grunde wird er von dir und mir von dem, was in den Beschuldigungen der Platoniker das Verhafsteste ist, losgesprochen werden; denn, so viel ich weiß, sind wir beyde über das, was an dem alten Dionysius zu loben und zu tadeln ist, ziemlich einverstanden. Der Tyrann (wie er sich nun einmahl schelten lassen muß, da seine Feinde die öffentliche Meinung auf ihre Seite zu bringen gewulst haben) hat vor vielen Jahren das ungeheure Verbrechen begangen, sich über den göttlichen Plato, der ihn auf eine etwas linkische Art zu seiner Philosophie bekehren wollte, in seiner mit-

unter ziemlich sarkastischen Manier lustig zu machen, und, da sein sauertöpfischer Verehrer Dion durch eine übelverstandene Zudringlichkeit aus Übel Ärger machte, den Philosophen allerdings unsanfter als recht war nach Hause zu schicken. Das konnte freylich nie verziehen noch vergessen werden! Einer solchen Unthat war nur ein Abschaum der unmenschlichsten Laster fähig! Die Feinde des Tyrannen konnten ihm nun nachsagen was sie wollten, das Ärgste schien immer das Glaublichste. Mit Einem Worte, Dionysius wurde in der Akademie zu Athen zum Ideal eines Tyrannen erhoben, und es ist kein Zweifel, daß Plato, indem er im neunten Buch seiner Republik den vollständigen Tyrannen mit den häßlichsten Zügen und Farben eines moralischen Ungeheuers darstellt, ein getreues Bild des Dionysius aufgestellt zu haben glaubt. Wir beyde, und viele andre, die, wie wir, weder Böses noch Gutes von diesem Fürsten empfangen haben, wissen indessen sehr gut, wie übertrieben und unbillig der schlimme Ruf ist, den ihm seine Sicilischen Feinde und die allzuheißsen Anhänger des göttlichen Plato unter

den übrigen Griechen gemacht haben, und um so leichter machen konnten, da der große Haufe schon vorausgeneigt ist, von jedem, der sich der Alleinherrschaft über einen oligarchischen oder demokratischen Staat zu bemächtigen weiß, das schlimmste zu denken und zu glauben. Dionysius kämpfte lange gegen dieses allgemeine, und (in so fern ein Vorurtheil gerecht genannt werden kann) nicht ganz ungerechte Vorurtheil. Da aber weder die Befreyung Siciliens von dem Joch und den Verheerungen der Karchedonier, noch der Wohlstand, worin sich diese Insel unter seiner Oberherrschaft befindet, und sein Bestreben jede wesentliche Pflicht eines klugen und thätigen Regenten zu erfüllen, vermögend war, den Mangel eines unbestrittenen Rechtes an die eigenmächtig aufgesetzte Krone in den Augen der Menge zu rechtfertigen; da ihm alle seine Verdienste, alle seine Bemühungen, das Vertrauen und die Liebe der Syrakusier zu gewinnen, nichts halfen, und eine Strenge, die nicht in seinem natürlichen Karakter ist, endlich das einzige Mittel war, ihm vor den unermüdeten Anfechtungen seiner heimlichen

und erklärten Feinde Ruhe zu verschaffen ,
kurz da man ihn wider seinen willen nö-
thigte bösen Ruf gewissermaßen zu recht-
fertigen , und er gern oder ungern den
Tyrannen spielen mußte , weil man ihm
nicht erlauben wollte ein guter Völker-
hirt zu seyn : ist der Geschichtschreiber ,
der seinen Talenten und Verdiensten Ge-
rechtigkeit widerfahren läßt , nicht viel-
mehr Lobes als Tadels werth ? Und wenn
er auch das volle Licht nur auf die schö-
ne Seite seines Helden fallen läßt , wenn
er dem Zweydeutigen die vortheilhaf-
teste Wendung giebt , und , wie ein ge-
schickter Bildnißmahler , alles was sein
Bild nur verunzieren würde , entweder
ganz verbirgt , oder wenigstens nach den
Regeln seiner Kunst mit schwächern oder
stärkern Schatten bedeckt : kann man
dem Bildniß darum alle Ähnlichkeit ab-
sprechen ? und hat der Geschichtschrei-
ber darum allen Glauben verwirkt , weil
er uns von einem der merkwürdigsten
Männer unsrer Zeit , von welchem seine
Feinde lauter grausenhafte und mit der
schwärzesten Galle übersudelte Zerrbil-
der in der Welt verbreitet haben , bloß
die glänzende Seite zeigt ? Eine vollkom-

men unparteyische, weder verschönerte noch absichtlich oder leidenschaftlich verfälschte Geschichte dieses Mannes dürfen wir von keinem Zeitgenossen erwarten: aber die Nachwelt wird das Wahre (wenn es ihr anders darum zu thun ist) desto gewisser zwischen dem, der zu viel Gutes, und denen, die zu viel Böses von ihm gesagt, in der Mitte finden können. Da Filist mir von Zeit zu Zeit ein Stück der Fortsetzung, an welcher er arbeitet, vorliest, so fehlte es nicht an Gelegenheit, aus seinem eignen Munde zu hören, was er zu seiner Rechtfertigung gegen die ihm sehr wohl bekannten Vorwürfe, die man seiner Geschichte macht, vorzubringen hat.

„Glaubst du (sagte er mit einsmahls) an eine ganz unparteyische und durchaus wahre Geschichte von Begebenheiten deren Augenzeugen wir gewesen sind und an denen wir selbst unmittelbaren Antheil genommen haben? Ich nicht. Ge-
setzt auch, was doch selten der Fall ist, der Erzähler habe von Verschweigung oder Verfälschung der Wahrheit weder Vortheil zu hoffen noch Schaden zu befürchten, und sey fest entschlossen alle

Wahrheit und nichts als Wahrheit zuschreiben; gesetzt (was wenigstens eben so selten ist) er habe alles, was er erzählt, selbst gesehen oder selbst gethan und gelitten, oder doch von vollkommen glaubwürdigen Personen (dergleichen es vielleicht noch nie gegeben hat) selbst aufs genaueste erkundiget; gesetzt endlich er sey (was ich geradezu für unmöglich erkläre) in dem, was er von sich selbst zu berichten hat, von allem Einfluß der Eigenliebe und Eitelkeit so frey und rein wie ein noch ungebornes Kind — Alle diese unerlässlichen und doch kaum irgend einem Sterblichen zugeständlichen Voraussetzungen als richtig angenommen, stehen uns doch noch zwey schlechterdings nicht wegzuraumende Hindernisse im Wege, um dementwillen es ewig unmöglich bleiben wird, eine ganz wahre, ganz zuverlässige Geschichte einer Reihe von Begebenheiten und Handlungen, die wir selbst gesehen haben, zu schreiben. Das erste dieser Hindernisse ist, daß es kein Mittel giebt, unmittelbar in das Innerste der Menschen zu schauen, und die Entstehung ihrer Gesinnungen und Leiden-

schaften, Entwürfe und Absichten, und alles was sie sich selbst von den Beweggründen und Tendenzen ihrer Handlungen bewußt sind, ohne ein verfälschendes Medium in ihrer Seele zu Lesen. Aus Mangel eines solchen Sinnes bleiben die wahren Ursachen der Begebenheiten in ihren reinen Verhältnissen mit den Wirkungen immer zweydeutig und ungewiß; das äußerlich Geschehene liegt wie ein unaufgelöstes Räthsel vor uns, und der Geschichtschreiber, der den Verstand seiner Leser zu befriedigen wünscht, sieht sich genöthigt zu den Künsten des Wahrsagers, Dichters und Mahlers seine Zuflucht zu nehmen. Aber auch ohne dieses Hinderniß wird es ihm schon allein dadurch unmöglich ganz wahr zu seyn, das er, unvermögend sich selbst aus dem festen Punkt seiner Individualität herauszurücken, Personen, Handlungen und Ereignisse niemahls sehen kann wie sie sind, sondern nur wie sie ihm, aus dem Gesichtspunkt woraus er sie ansieht, erscheinen. Überzeugt von allem diesem, sagte ich, als ich mich entschloß die Geschichte des Dionysius zu schreiben, zu mir selbst: da du keine

Milesische Fabel, sondern Dinge, die unter deinen Augen geschahen und bey denen du selbst keine unbedeutende Rolle spieltest, erzählen willst, so ist es allerdings deine Pflicht, so wahrhaft zu seyn als dir nur immer möglich ist; aber zum Unmöglichen bist du nicht verbunden. Du konntest nicht Alles sehen, nicht allenthalben seyn; und wie ernstlich du auch unparteyisch seyn wolltest, du kannst es nicht seyn! Du bist weder ein Gott noch ein Platonischer Mensch, sondern Filistus, Archomenides Sohn, ein Verwandter, Freund und Gehülfe des Mannes, dessen Geschichte du erzählen willst, und es geziemt dir, die Personen und Begebenheiten so darzustellen, wie sie dir unter allen den Verhältnissen, worin du mit ihnen standest, erschienen und erscheinen mußten. Nur so kannst du wahr und mit dir selbst einig seyn, gesetzt auch daß du öfters getäuscht wurdest. Der unfehlbarste Weg, die Welt mit einer ungetreuen und verschrobenen Erzählung zu belügen, wäre, wenn du aus dir selbst herausgehen, und, unter dem Vorwand desto unparteyischer zu seyn, einem Gesichtspunkt, aus wel-

chem du die Dinge nicht gesehen hättest, aber gesehen zu haben schienest, erdichten wolltest. Diess, Aristipp, ist der Kanon, nach welchem ich die Geschichte, über die so viel schiefes und leidenschaftliches zu Syrakus und Athen gesprochen wird, gearbeitet habe, und nach welchem allein ich mit Billigkeit beurtheilt werden kann. Auch keiner meiner Richter ist unpartheyisch; er ist, seiner eignen Sinnesart und Vorstellung zu Folge, mehr oder weniger geneigt, den Dionysius und seinen Geschichtschreiber in einem günstigen oder ungünstigen Lichte zu sehen; und diese uns selbst oft verborgene, von den Sachen ganz unabhängige Zu- oder Abneigung besticht unser Urtheil viel öfter als der große Haufe glaubt. Mein Wille war, gerecht gegen Dionysius zu seyn: aber da ich ihn liebte und seine Erhebung zum Theil mein Werk war, so wär' es Vermessenheit, wenn ich läugnen wollte, daß dierer zweyfache Umstand gar keinen Einfluß auf die Zeichnung, Färbung und Haltung meines Gemäldes gehabt habe; denn wenn ich alles, was in seinem Karakter und in seinen Handlungen

zweydeutig ist, zu seinem Vorthail deutete, glaubte ich auch hierin bloß gerecht zu seyn. Übrigens gestehe ich zwar, daß mir im Schreiben der Gedanke öfters kam: „Dionysius, wenn er in meiner Geschichte auch nicht die leiseste Spur einer durch sein hartes Verfahren gegen mich gereizten Empfindlichkeit entdecken könnte, würde sich desto eher bewogen finden, mir seine Gunst und sein Vertrauen wieder zu schenken:“ aber wenn ich das Gegentheil auch vorausgesehen hätte, würde ich doch, um meiner Selbst willen, nicht das Geringste geändert oder weggelassen haben.”

Mich däucht, Learch, es ist in dieser Erklärung Filists etwas offenherziges, das für eine Art Ersatz dessen, was seiner Rechtfertigung abgehen mag, gelten kann. Übrigens ist, wie gesagt, sein ganzes Betragen so beschaffen, daß ich nichts zu wagen glaube, wenn ich mich, falls es gefordert würde, dafür verbürgte, daß er mit nichts umgeht, was zu dem mindesten Argwohn Ursache geben könnte. War' es anders, so hätte er zu Bearbeitung irgend eines dem Dionysius unangenehmen Anschlags keinen ungeschicktern

Ort als Cyrene wählen können. Er wird, ungeachtet des guten Zutrauens so man ihm zeigt, sehr genau beobachtet, und es ist den Cyrenern zu viel an ihren Handlungsverhältnissen mit Syrakus gelegen, als daß sie die Gunst eines Fürsten, den noch niemand ungestraft beleidigt hat, um des Filistus willen verscherzen sollten.

Ich habe dich schon früher, als du noch in Syrakus warst, mit deiner Gunst und dein Vertrauen wieder zu schenken.

Ich habe dich schon früher, als du noch in Syrakus warst, mit deiner Gunst und dein Vertrauen wieder zu schenken.

15. Learch an Aristipp.

Ich will dir nicht verbergen, lieber Aristipp, daß es (wie du zu vermuthen scheinst) Dionysius selbst war, von dem ich durch einen Freund in Syrakus ersucht wurde, mich bey dir nach Filisten zu erkundigen. Wie wenig dieser auch bisher durch sein Betragen während seiner Verbannung aus Sicilien Anlaß gegeben, ihm heimliche Anschläge und Vorkehrungen zu einer eigenmächtigen Rückkehr zuzutrauen, so gewiß scheint es doch, daß

der alte Tyrann (der mit dem zunehmenden Gefühl der Abnahme seiner Kräfte immer mißtrauischer und argwöhnischer wird) durch das schnelle Verschwinden Filists aus Italien und durch seinen Aufenthalt in einem weit entfernten Freystaat (wo es um so leichter scheint, die Anstalten zu einer solchen Unternehmung zu verheimlichen) merklich beunruhigt worden ist; zumahl da sein Bruder Lep-
tines zeither neue sehr ernstliche Versuche gemacht hat, ihn zur Zurückberufung seines Schwiegersohnes zu vermögen. Mehr bedurfte es nicht, um den Verdacht bey ihm zu erregen, daß man mit einem Entwurf schwanger gehe, dessen Ausführung seine Einwilligung allenfalls entbehrlich machen könnte. Wenn ich den Dionysius recht kenne, ist es indessen doch weniger die Furcht, daß Filist etwas gegen seine Person zu unternehmen fähig sey, als sein Widerwille, einem so schweinbeleidigten ehemaligen Freund wieder ins Gesicht zu sehen, und wenigstens stillschweigende Vorwürfe eines kaum verzeihlichen Undanks in seinen Augen zu lesen, was den stolzen alten Selbstherrscher so unbeweglich gegen die Vorstel-

lungen seines Bruders und die anhaltenden Bitten der Frauen des Palastes macht. Bey so bewandten Dingen habe ich für gut befunden, ihm deinen Brief an mich in der Urschrift mitzutheilen, um ihn desto eher zu überzeugen, dals er sich von dieser Seite völlig sicher halten könne. Er hat mir eine für dich und mich sehr schmeichelhafte Antwort geben lassen; aber dals ich meine Absicht nur sehr unvollkommen erreicht habe, davon werdet ihr in kurzem einen Beweis in der Erscheinung eines Abgesandten sehen, der bey eurer Republik um die Erlaubniß ansuchen soll, hundert Freywillige, aber geborne und angesessene Angehörige von Cyrene, unter sehr annehmlichen Bedingungen zu Vermehrung der Leibwache des Tyrannen anzuwerben. Dals der Abgeordnete neben diesem öffentlichen noch einen geheimen Auftrag hat, wozu jener nur der Vorwand ist, nemlich Filisten aufs genaueste zu beobachten, brauche ich dir nicht erst zu sagen; denn auf alle Fälle ist die bisherige Leibgarde stark genug, um durch den Zuwachs von hundert Cyrenischen Bauerjungen nicht viel furchtbarer zu werden. Inzwischen ist auch

Leptines überall von Späheraugen umringt, und ihm sowohl als allen andern Syrakusern ist alle Gemeinschaft mit Filisten von neuem aufs schärfste untersagt. Dieser wird also wohl thun, sich mehr als jemahls ruhig zu verhalten. Vielleicht ist die Zeit seiner Erlösung näher als er glaubt. Denn die Gesundheit des Alten soll in so großen Verfall gerathen seyn, daß (wie die Rede geht) alle Kunst der Hippokratischen Schule sein Leben höchstens noch ein paar Jahre fristen kann, wenn anders seine Leibärzte nicht etwa aus Gefälligkeit gegen den Nachfolger in Versuchung gerathen, es vielmehr abzukürzen als zu verlängern. Übrigens kann ich ihm nicht sehr verdenken, wenn er gegen alles, was sich ihm nähert, immer mißtrauischer wird, seitdem die Welt an dem berühmten Thessalier Jason ein neues Beyspiel gesehen hat, wie unsicher das Leben solcher Fürsten ist, die sich, ohne einen andern Titel, als das stolze Gefühl ihrer persönlichen Überlegenheit, aus dem Privatstand auf den Thron geschwungen haben. Seit dem Peleiden Achilles brachte Thessalien keinen Mann hervor, der würdiger war ein Kö-

nig zu seyn als Jason; und wenn Dionys ihm auch an den Talenten, die dazu erfordert werden, gleich oder vielleicht noch überlegen war, so stand er hingegen an allem, was den Menschen Zutrauen und Liebe abgewinnen kann, desto weiter unter ihm. Gleichwohl mußte der großherzige Jason schon im vierten Jahre seiner Regierung unter Mörderhänden fallen, und der verhafste Dionisius beherrscht die unlenksamen Sicilier schon im sechs und dreyßigsten! Dieß sollte, scheint es, diesen sicher machen; aber das Bewußtseyn, wie viele Gewalt und List, welche nie ermüdende Wachsamkeit und Anstrengung es ihm gekostet sich so lange zu erhalten, wirkt gerade das Gegentheil. Diese sich immer auf allen Seiten vorsehende, allenthalben hinlauschende, argwöhnische, überall Gefahr witternde Aufmerksamkeit ist ihm zur andern Natur geworden; sie besteht sogar mit der höhnischen Faunenhaften Art von lustigmacherischer Laune, die ihm eigen ist. Daher glaube ich auch, daß er bey weitem nicht so unglücklich ist, als Plato seinen Tyrannen schildert; ungeachtet er daß Mißtrauen so weit treibt, daß nie-

mand (selbst seinen Bruder und seine Gemahlin nicht ausgenommen) sich ihm nähern darf, ohne vorher aufs genaueste durchsucht worden zu seyn, und daß er sich in seinen Wohnzimmern bloß von zehnjährigen Kindern in leichtem fliegendem Gewande, wie unsre Mahler die Zephyr und kleine Liebesgötter zu kleiden pflegen, bedienen läßt. Diese vorsichtige Mafsnehmungen mögen nicht ganz überflüssig seyn; ob sie aber auch gegen die Tränkchen seiner Leibärzte helfen werden, muß die Zeit lehren.

Was Filists Sicilische Geschichte betrifft, so denke ich, wie du, daß ihm niemand wehren konnte, einen Mann, der von seinen Gegnern vor der ganzen Helas verleumdet wird, in eine Beleuchtung zu stellen, worin die großen und guten Eigenschaften, die ihm seine bittersten Feinde selbst kaum streitig machen können, so stark hervorstechen, daß sie eine dem Ganzen vortheilhafte Wirkung thun. Was ich tadeln möchte, ist bloß, daß er diese seine Absicht nicht besser zu verbergen gewußt hat. Gern will ich ihm zugeben, daß derjenige, der eine gänzliche Unpartheylichkeit für etwas un-

mögliches hält, nicht verbunden ist, ganz unpartheyisch zu seyn; aber es zu scheinen, liegt allerdings jedem Geschichtsschreiber ob, dem es Ernst ist, die Leser für seinen Helden zu gewinnen. Dieß weiß Filistus so gut als ich, und da er dem ungeachtet den Schein der Partheylichkeit nicht vermieden hat, so ist ziemlich klar, daß er bey Abfassung seiner Geschichte mehr an Dionysen als an die Leser dachte, und sich lieber bey diesen in den Verdacht der Schmeicheley setzen, als etwas, daß jenem mißfallen könnte, schreiben wollte. Gegen diesen Vorwurf wird er sich schwerlich rechtfertigen können, und was daraus zum Nachtheil seiner Geschichte und seines Helden gefolgert wird, brauche ich dir nicht erst zu sagen.

 16.

Antipater an Diogenes.

Mehr als zehen Jahre sind schon ver-

hossen, seit ich mit Aristipp bekannt wurde, und das Glück hatte, seines Umgangs während eines großen Theils dieser Zeit täglich zu genießen. Ich habe ihn in mancherley Lagen und Verhältnissen gesehen und beobachtet; oder, richtiger zu reden, er zeigte sich mir immer so offen, unzurückhaltend und anspruchlos, daß ich, um ihn kennen zu lernen, nichts als das Paar gesunde Augen brauchte, womit mich die Natur ausgestattet hat. Es müßte also nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ich von den Grundsätzen, die er in seinem Leben befolgt (und er hat keine andere) nicht besser unterrichtet seyn sollte, als Leute die ihn bloß von Hörensagen kennen, oder aus einem zufälligen Umgang und im Flug aufgeschnappten einzelnen Worten über ihn abzusprechen sich vermessen.

Du wirst dich daher nicht wundern, Freund Diogenes, wenn ich dir sage, daß ich nicht ohne Unwillen hören kann, mit welcher Dreystigkeit er noch immer von einigen Sokratikern, besonders von den eifrigsten Anhängern der Akademie, öffentlich beschuldigt wird, daß er die Grundsätze des gemeinschaftlichen

Meisters der Athenischen Schule nicht nur verfälsche, sondern sogar das förmliche Gegentheil derselben lehre und ausübe, indem er die Wollust, und zwar bloß die körperliche oder den groben thierischen Sinnenkitzel, für das höchste Gut des Menschen erkläre, ausdrücklich behauptend: es gebe kein anderes Vergnügen als die Sinnenlust, und alles übrige bestehe bloß in leeren Einbildungen, womit nur Leute sich zu täuschen suchten, denen es an den Mitteln fehle, sich den wirklichen Genuß aller Arten von sinnlichen Vergnügungen zu verschaffen.

Ich gestehe dir, Diogenes, meine Geduld reißt, wenn ich diese alten abgeschmackten Verläumdungen noch immer von Männern, denen der Name Sokratischer zur Beglaubigung dient, erneuern, und, auf deren Verantwortung, aus so manchen schnatternden Gänsehälsen und Gähnenden Eselskinnladen wiederhallen höre; und mehr als einmahl bin ich schon im Begriff gewesen, nach der Aristofanischen Geißel zu langen und die Thoren öffentlich dafür zu züchtigen, wenn mich nicht die Achtung für Aristippen, der keiner Rechtfertigung bedarf, und die Ver-

achtung seiner Verläumder, die der Züchtigung nicht werth sind, jedesmahl zurückgehalten hätte. Indessen kann ich mir doch die Befriedigung nicht versagen, wenigstens dir, mein alter Freund, obwohl du es (denke ich) nicht schlechterdings vonnothen hast, einen Aufschluß über diese Sache zu geben, der dir zu viel begreiflich machen wird, wie eine so alberne Sage unter den morosofirenden Mülsiggängern und Schwätzern zu Athen entstehen konnte.

Den ersten Anlaß mag wohl der starke Abstich gegeben haben, den die verhältnißmässig etwas üppige Lebensweise Aristipps mit dem schlechten Aufzug und der sehr magern Diät der meisten Sokratischer und des Meisters selbst machte, und der jenen um so anstößiger seyn mochte, weil er im ersten Jahre seines Umgangs mit Sokrates sich ihnen in allem ziemlich gleich gestellt hatte. Indessen war Aristipp nicht der einzige, der sich auf diese Art auszeichnete; mehrere begüterte Freunde des Weisen lebten auf einem ihrem Vermögen angemessenen Fuß, und er selbst (sagt man) war weit entfernt mit seiner Armuth zu prunken, und diejeni-

gen mit stolzer Verachtung anzusehen, die nicht, wie er, von einem Triobolon des Tages leben wollten, weil sie wollen mußten. Warum wurde denn Aristippen allein so übel genommen, was man an andern nicht ungehörig fand? Ohne Zweifel lag der wahre Grund darin, daß Aristipp überhaupt nicht recht zu den meisten Sokratikern paßte, und da er diess bald genug gewahr wurde, von Zeit zu Zeit aus ihrem Kreise heraustrat und sich auch mit andern, die nicht zu ihnen gehörten, sogar mit einem Hippias und Aristofanes, in freundschaftliche Verhältnisse setzte. Hierzu kam noch, daß er, bey aller seiner Verehrung für den Geist und Karakter des Sokrates, eben so wenig zum Nachtreter und Wiederhaller desselben geboren war als Plato, und sich eben so wenig verbunden hielt über alle Dinge einerley Meinung mit ihm zu seyn, als sich ihm in seiner absichtlichen Beschränkung auf das Unentbehrliche gleich zu stellen. So reizten z. B. eine Menge wissenschaftlicher Gegenstände seine Neugier, welche Sokrates für unnütze Grübeleien erklärte; und so machte er auch kein Geheimniß daraus, daß der Attische Weise ihm die

eigentliche Lebensphilosophie zu sehr in den engen Kreis des bürgerlichen Lebens und auf das Bedürfnis eines attischen Bürgers einzuschränken scheine; da er selbst hingegen schon damahls Trieb und Kraft in sich fühlte, einen freyern Schwung zu nehmen, und die Verhältnisse des Bürgers von Cyrene den höhern und edlern des Kosmopoliten, wo nicht aufzuopfern, doch nachzusetzen.

Indessen hinderte dieß Alles nicht, daß Aristipp, so lange Sokrates lebte, für einen seiner Freunde und Homileten vom engern Ausschuss, und selbst in Ansehung des Wesentlichsten seiner Philosophie für einen Sokratiker galt. Als aber nach dem Tode des Meisters Antisthenes und Plato sich an die Spitze dessen, was man jetzt die Sokratische Schule zu nennen anfang, stellten, und die Stifter zweyer Sekten wurden, welche, ihrer Verschiedenheit in andern Stücken ungeachtet, darin übereinkamen, daß sie gewisse Sokratische Grundbegriffe und Maximen weit über den Sinn des Meisters und bis auf die äußerste Spitze trieben; so mußte nun, wie Aristipp von seinen langen Wanderungen nach Athen

zurück kam und ebenfalls eine Art von Sokratischer Schule eröffnete, nothwendig eine öffentliche Trennung erfolgen, wobey die Pflichten der Gerechtigkeit und Anständigkeit, wenigstens auf Einer Seite, ziemlich ins Gedränge kamen. Beyde, Plato und Antisthenes, sprachen von allen Vergnügungen, woran der Körper Antheil nimmt, mit der tiefsten Verachtung: Dieser, weil er „Nichts bedürfen“ für ein Vorrecht der Gottheit hielt, und also, nach ihm, der nächste Weg zur höchsten Vollkommenheit ist, sich, außer dem schlechterdings Unentbehrlichen, Alles zu versagen was zum animalischen Leben gerechnet werden kann; Jener, weil er den Leib für den Kerker der Seele, und die Er tödtung aller sinnlichen Triebe für das kürzeste Mittel ansieht, das innere Leben des Geistes frey zu machen, und die Seele aus der Traumwelt wesenloser Erscheinungen zum unmittelbaren Anschauen des allein Wahren, der ewigen Ideen und des ursprünglichen Lichts, worin sie sichtbar werden, zu erheben. Aristipp, dem alles übertriebene, Angemaßte und über die Proportionen der menschlichen

Natur Hinausschwellende, lächerlich oder widrig ist, mochte sich, als er noch zu Athen lebte, bey Gelegenheit erlauben haben, über diese filosofischen Solöcismen seiner ehemahligen Lehrgenossen in einem Tone zu scherzen, den der sauertöpfische Antisthenes so wenig als der feierliche Plato leiden konnte. Beyde rächten sich (jeder seinem Karakter gemäß, jener gallicht und plump, dieser fein und kaltblütig) durch die Verachtung, womit sie von dem Manne und seiner Lehre sprachen. Aristippen hieß die Sinnenslust eben sowohl ein Gut als irgend ein Anderes; er sah keinen Grund, warum er es über diesen Punkt nicht mit dem ganzen menschlichen Geschlecht halten sollte, welches stillschweigend übereingekommen ist, alles gut zu nennen, was dem Menschen wohl bekommt; ja er war so weit gegangen, zu behaupten: auch das geistigste Vergnügen sey im Grunde sinnlich, und theile den Organen des Gefühls eine Art angenehmer Bewegung mit, deren Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit andern körperlichen Wollüsten von jedem sich selbst genau beobachtenden nicht verkannt werden kön-

ne. Diese Sätze wurden, ohne daß man sich auf ihre Beweise und genauere Erörterung einließ, in der Akademie und im Cynosarges für übelkündig und antisokratisch erklärt: und so erzeugte sich unvermerkt bey allen, denen Aristipp nicht besser als von bloßem Ansehen oder Hörensagen bekannt war, jene ungereimte Meinung, die ihm und seinen Freunden von den Anhängern der beyden Tyrannen, die sich damals in die Beherrschung der philosophischen Republik theilten, den Spitznahmen Wollüstler (Hedoniker) zugezogen haben. Das Mißverständniß wäre leicht zu heben gewesen, oder würde vielmehr gar nicht Statt gefunden haben, wenn jene Herren nicht so einseitig und steif-sinnig wären, ihre persönliche Vorstellungsart zum allgemeinen Kanon der Wahrheit zu machen. Die meisten Fehden über solche Dinge hörten von selbst auf, wenn die verschieden Redenden vor allen Dingen gelassen untersuchen wollten, ob sie auch wirklich verschieden denken; und in zehnen Fällen gegen einen würde so gleich Friede unter den Kämpfern werden, wenn sie

anstatt um Worte zu fechten und in der Hitze der Rechthaberey sich selbst immer ärger zu verwickeln, die Begriffe kaltblütig auseinander setzen und, so weit es angeht, in ihre einfachsten Elemente auflösen wollten. Daher kommt es ohne Zweifel, daß Aristipp in solchen Fällen immer das allgemeine Wahrheitsgefühl der Zuhörer auf seiner Seite hat. Wie stark auch das gegen ihn gefasste Vorurtheil bey einer sonst unbefangenen Person seyn mag, so bald er sich erklärt hat, wird man entweder seiner Meinung, oder sieht, daß man es bereits gewesen war und sich die Sache nur nicht deutlich genug gemacht hatte; oder man begreift wenigstens, wenn man gleich selbst nicht völlig überzeugt ist, wie es zugeht, daß andere verständige Leute seiner Meinung seyn können.

Mit Plato und Anthisthenes hat es nun freylich eine andere Bewandniß. Ihre Philosophie ist von Aristipps zu sehr verschieden, um eine Vereinigung zuzulassen. Die s e i n i g e begnügt sich menschliche Thiere zu Menschen zu bilden — was Jenen zu wenig ist, die ihrige vermisst sich

Menschen zu Göttern umzuschaffen, was Ihm zu viel scheint. Sie gehen von Begriffen und Grundsätzen aus, die mit den seinigen in offenbarem Widerspruch stehen: Die Fehde zwischen ihnen kann also nur durch eine Unterwerfung aufhören, zu welcher wohl keine von den streitenden Mächten sich je verstehen wird. Ich verlange aber auch für meinen Lehrer und Freund sonst nichts von ihnen, als nur nicht uubilliger gegen Ihn zu seyn, als Er gegen Sie ist. Mögen Sie doch sein System mit stolzem Naserümpfen verhöhnen, oder mit gerunzelter Stirne verdammen! Nur verfälschen sollen sie es nicht.

• Übrigens ist bekannt genug, oder könnt' es wenigstens seyn, daß Aristipp nie eine eigene filosofische Sekte zu stiften begehrt, und so wenig als Xenofon oder Sokrates selbst, seine Lebensweisheit jemahls schulmäßig gelehrt hat. Denn daß er vor vielen Jahren, während seines letzten Aufenthalts in Athen, die Philosophie des Sokrates einigen Liebhabern, die sich schlechterdings nicht abweisen lassen wollten, zu großem Ärgerniß der übrigen Sokratiker,

um baare Bezahlung, unverändert und ohne etwas von dem seinigen hinzuzuthun, vorgetragen, gehört nicht hierher. Er that damit nichts anders, als was ein Mahler thut, wenn er eine mit allem Fleiße gearbeitete Kopey eines berühmten Gemähltes eines ältern Meisters, nicht für das Urbild selbst, sondern für das, was es ist, für ein Nachbild verhandelt. Das, was man seine eigene Philosophie nennen kann, stellt er weniger in mündlichen und schriftlichen Unterweisungen als in seinem Leben dar; ob er gleich kein Bedenken trägt, seine Art über die menschlichen Dinge zu denken, und die Gründe, die sein Urtheil, es sey nun zum Entscheiden oder zum Zweifeln, bestimmen, bey Gelegenheit an den Tag zu geben, zumahl in Gesellschaften, die zu einer freyen und muntern Unterhaltung geeignet sind. Unter vertrauten und kampf lustigen Freunden läßt er sich auch wohl in dialektische Gefechte ein, wo es oft zwischen Scherz und Ernst so hitzig zugeht, als ob um einen Olympischen Siegeskranz gerungen würde; aber auch diese Spiegelgefechte endigen sich doch immer, wie alle Kämpfe dieser Art billig

endigen sollten: nemlich dass die Ermüdung der Kämpfer dem Spiel ein Ende macht, und jeder mit heiler Haut, d. i. mit seiner eigenen unverletzten Meinung davon geht, zufrieden sich wie ein Meister der Kunst gewehrt zu haben, und die Zuhörer ungewiss zu lassen, welcher von beyden der Sieger oder der Besiegte sey. Ich will damit keinesweges sagen, dass Aristipp von seinem System, in wiefern es ihm selbst zum Kanon seiner Vorstellungsart und seines praktischen Lebens dient, nicht wenigstens eben so gut überzeugt sey als Plato von dem seinigen; nur glaubt er nicht, dass eine ihm selbst angemessene Denkweise und Lebensordnung sich darum auch für alle andern schicken, oder was Ihm als Wahr erscheint, auch von allen andern für wahr erkannt werden müsse.

Gestehe, Diogenes, dass man mit einem so anspruchlosen Geistescharakter eher alles andere als ein Sektenstifter seyn wird, und dass es sogar widersinnisch ist, denjenigen dazu machen zu wollen, der eben darum, weil er seine Art zu denken und zu leben unter seine persönlichen und eigenthümlichen Besitzthü-

mer rechnet, andern nur soviel davon mittheilt, als sie selbst urtheilen, daß ihnen ihrer innern Verfassung und ihren äußerlichen Umständen nach zuträglich seyn könne.

Übrigens sehe ich nicht, warum er nicht eben so gut als Andere berechtigt wäre, seine Grundbegriffe für allgemein wahr und brauchbar zu geben. Was er unter jener, seinen Tadeln so unbillig verhaßten Hedone (welche, nach ihm, das Wesen der menschlichen Glückseligkeit ausmacht) versteht, ist nicht Genuß wollüstiger Augenblicke, sondern dauernder Zustand eines angenehmen Selbstgefühls, worin Zufriedenheit und Wohlgefallen am Gegenwärtigen mit angenehmer Erinnerung des Vergangenen und heiterer Aussicht in die Zukunft ein so harmonisches Ganzes ausmacht, als das gemeine Loos der Sterblichen, das Schicksal, über welches wir gar nichts — und der Zufall, über den wir nur wenig vermögen, nur immer gestatten will. Ist etwa die Eudämonie der andern Sokratiker im Grunde etwas anders als ein solcher Zustand? Warum hält man sich, anstatt sich um

Worte und Formeln zu entzweyen, nicht lieber an das, worin Alle übereinkommen? Wer wünscht nicht so glücklich zu seyn als nur immer möglich ist? Und, wie verschieden auch die Quellen sind, woraus die Menschen ihr Vergnügen schöpfen, ist das Vergnügen an sich selbst nicht bey allen eben dasselbe? Warum soll es Aristippen nicht eben so wohl als andern erlaubt seyn, Worte, die der gemeine Gebrauch unvermerkt abgewürdigt hat, wieder zu Ehren zu ziehen und z. B. die schuldlose Hedone, wiewohl sie gewöhnlich nur von den angenehmen Gefühlen der Sinne gebraucht wird, zu Bezeichnung eines Begriffs, der alle Arten zusammenfaßt, zu erheben? Dafs durch einen weisen Genuß alle unsrer Natur gemäße Vergnügungen, sinnliche und geistige, sich nicht nur im Begriff sondern im Leben selbst sehr schön und harmonisch vereinigen lassen, hat Aristipp noch mehr an seinem Beyspiel als durch seine Lehre dargethan. Seine Philosophie ist eine Kunst des Lebens unter allen Umständen froh zu werden, und bloß zu diesem Ende, sich von Schicksal und Zufall, und überhaupt von

aller fremden Einwirkung so unabhängig zu machen als möglich. Nicht wer Alles entbehren, sondern wer Alles genießen könnte, wär' ein Gott; und nur, weil die Götter das Letztere sich selbst vorbehalten, den armen Sterblichen hingegen über alle die Übel, welche sie sich selbst zuziehen, noch so viel Noth und Elend von aussen aufgeladen haben als sie nur immer tragen können, nur aus diesem Grund ist es nothwendig, daß der Mensch entbehren lerne was er entweder gar nicht erreichen kann, oder nur durch Aufopferung eines größern Gutes sich verschaffen könnte.

Doch ich sehe, daß ich mich unvermerkt in Erörterungen einlasse, die zu meiner Absicht sehr entbehrlich sind. Denn es versteht sich, daß ich dich nicht zur Philosophie Aristipps bekehren, sondern nur geneigt machen möchte, dich des Karakters eines Mannes, den ich als einen der edelsten und liebenswürdigsten Sterblichen kenne, bey Gelegenheit mit so viel Wärme, als deiner wohlbekannten Kaltblütigkeit zuzumuthen ist, gegen seine unbilligen Verächter anzunehmen. Ich befriedige dadurch bloß mein eige-

nes Herz; Aristipp weiß nichts von diesem Briefe, und scheint sich überhaupt um alles, was seine ehemahligen Mitschüler von ihm sagen und schreiben, wenig zu bekümmern. Indessen nährt er doch für die Athener noch immer eine Art von Vorliebe, die ihn über ihre gute oder böse Meinung von ihm nicht so ganz gleichgültig seyn läßt als er das Ansehen haben will. Zuweilen wenn die Rede von den Albernheiten, Unarten und Verkehrtheiten ist, wodurch sie ehemahls dem Witz ihres Aristofanes so reichen Stoff zu unerschöpflichen Spöttereien und Neckereien gegeben haben, sollte man zwar meinen, er denke nicht gut genug von ihnen, um sich viel aus ihrem Urtheil zu machen: aber im Grund entspringt sein bitterster Tadel bloß aus dem Unmuth eines Liebhabers, der sich wider seinen Willen gestehen muß, daß seine Geliebte mit Mängeln und Untugenden behaftet ist, die es ihm unmöglich machen sie hoch zu achten, und worin sie sich selbst so wohl gefällt, daß keine Besserung zu hoffen ist.

Ich höre, daß du seit dem Tode des alten Antisthenes nach Athen zurückge-

kehrt seyest, um, wie man sagt, von seiner Schule im Cynosarges Besitz zu nehmen, da du itzt als das Haupt der von ihm gestifteten Sekte betrachtet werdest. Ich kenne dich zu gut, Freund Diogenes, um nicht zu wissen, wie dieß zu verstehen ist. Du wirst so wenig als Sokrates und Aristipp in dem gewöhnlichen Sinn des Worts, an der Spitze einer Schule oder Sekte stehen wollen, und deine Philosophie läßt sich so wenig als die ihrige durch Unterweisung lernen. Aber die Athener bedürfen deines scherzenden und spottenden Sittenrichteramts mehr als jemahls; und wenn gleich wenig Hoffnung ist, daß du sie weiser und besser machen werdest; so kann es ihnen doch nicht schaden, einen freyen Mann, dessen sämtliche Bedürfnisse auf einen Stecken in der Hand und eine Tasche voll Wolfsbohnen am Gürtel eingeschränkt sind, unter sich herumgehen zu sehen, der sie alle Augenblicke in den Spiegel der Wahrheit zu sehen nöthigt, und ihnen wenigstens das täuschende Vergnügen des Wohlgefallens an ihrer eignen Häßlichkeit möglichst zu verkümmern sucht. Wenn deine Gegenwart endlich

ihnen, oder ihre unheilbare Narrheit dir, gar zu lästig fiele, so wirst du die Arme deiner Freunde in Korinth immer wieder offen finden; und sollte dich zuletzt die ganze Hellas nicht mehr ertragen können, so laß dich irgend eine freundliche Nereide an die Küste Lybiens zu deinem Antipater geleiten, der die Tage, die er in seiner Jugend mit dir verlebte, und die traulichen Wallfahrten nach dem Eselsberg, und die Schwimmpartien nach dem Inselchen Psyttalia, immer unter seine angenehmsten Erinnerungen zählen wird.

Diogenes an Antipater.

Weder der hoffärtige Gedanke meinen alten Meister ersetzen zu wollen, noch ein Cynischer Trieb die Laster und Thorheiten der edeln Theseiden anzubellen, hat mich von Korinth nach Athen zurückgerufen, Freund Antipater. Die bloße Neigung zur Veränderung, die dem Menschen so natürlich ist, — wär' es nur

um sich selbst eine Probe seiner Freyheit zu geben — ist allein schon hinlänglich eine so unbedeutende Begebenheit zu erklären; wenn auch der Reitz, womit Pallas Athene ihren Lieblingssitz vor allen andern Städten der Welt so reichlich begabt hat, für einen Weltbürger meiner Art weniger anziehendes hätte als für andre Menschen. Indessen kam doch noch ein anderer Bewegungsgrund hinzu, ohne welchen ich mich vielleicht dennoch nicht entschlossen hätte, meinem lieben Müßiggang zu Korinth — wo sich, Dank sey den Göttern! schon lange niemand mehr um mich bekümmert, und meinem kleinen sonnigten Winzerhüttchen (seines Umfangs wegen mein Fals genannt), aus bloßem Muthwillen zu entsagen.

Wisse also, mein Lieber, daß ich vor einiger Zeit, zufälliger Weise, mit einem jungen Thebaner in Bekanntschaft gerieth, der mit der vollständigsten Außenseite des Homerischen Thersites eine so schöne Seele und eine so frohsinnige Unbefangenheit verbindet, daß der tugendhafteste aller Päderasten, Sokrates selbst, seinem bekannten Vorurtheil für die körperliche Schönheit zu Trotz, sich in ihn

verliebt hätte, wenn er dreyßig bis vierzig Jahre früher zur Welt gekommen wäre. Schwerlich ist dir jemahls eine so possierlich häßliche Mißgestalt vor die Augen gekommen, und es sollte sogar dem sauertöpfischen Heraklites kaum möglich gewesen seyn, über den komischen Ausdruck, womit alle Theile seines Gesichts einander anzustaunen scheinen, nicht zum ersten Mahl in seinem Leben zu lächeln. Glücklicher Weise für den Inhaber dieser seltsamen Larve leuchtet dem, der ihm herzhast ins Gesicht schaut, ich weiß nicht was für ein unnennbares Etwas entgegen, welches zugleich Ernst gebietet und Zuneigung einflößt, und einen Jeden, dem es nicht gänzlich an Sinn für die energische Sprache, worin eine Seele die andere anspricht, fehlt, in wenig Augenblicken mit der Ungereimtheit seiner Gestalt und Gesichtsbildung aussöhnt.

Ich weiß nicht wie es zuging, daß er, ohne an den Fransen meines ziemlich abgelebten Mantels Anstoß zu nehmen, nicht weniger Geschmack an meiner Person zu finden schien als ich an der seinigen. Genug, wir fühlten uns gegenseitig

von einander angezogen, und in wenigen Stunden war der Grund zu einer Freundschaft gelegt, welche vermuthlich länger dauern wird als unsre Mäntel. Krates (so nennt sich mein junger Böötier) ist der einzige Sohn eines sehr reichen Mannes, der sein Leben unter rastlosen Anstrengungen, Sorgen und Entbehrungen mit der edeln Beschäftigung zugebracht hat, sein Vermögen alle zehn Jahre zu verdoppeln; und der nun, da ihm nächst seinem Geldkasten nichts so sehr am Herzen liegt als das Glück seines Sohnes, alles mögliche thut, um diesen zu eben derselben Lebensweise, in welcher er das seinige gefunden, anzuhalten. Zu großem Schmerz des alten Harpagon zeigt der junge Mensch so wenig Lust und Anlage dazu, daß, im Gegentheil, unter allen möglichen Dingen, womit der menschliche Geist sich befassen kann, die Rechentafel ihm gerade das verhafsteste ist; und nur aus Gehorsam gegen einen bey nahe achtzigjährigen Vater, — der zwar noch immer wachend und schlafend auf seinen Geldsäcken zählt und rechnet, aber nicht Kräfte genug übrig hat, seinen Geschäften außer dem Hause nachzugehen —

unterzieht er sich den Aufträgen, womit ihn der Alte überhäuft, um ihm keine Zeit zu solchen Beschäftigungen zu lassen, die in seinen Augen nichts als zeitverderbender Müßiggang sind. Der Auftrag, eine alte Schuld zu Korinth einzufordern, gab indessen Gelegenheit zu unserer Bekanntschaft, welche Krates als den einzigen wahren Gewinn betrachtete, den er von dieser Reise mit nach Hause bringe. Wirklich fühlte er sich stark versucht die Rückreise gar einzustellen, und ich mußte alle meine Macht über sein Gemüth anbieten, um ihn zu bewegen, daß er die Ausführung seines neuen Lebensplans wenigstens nur so lange aufschieben möchte, als sie mit der Pflicht gegen seinen alten Vater unvereinbar war. Vor kurzem berichtete mich mein junger Freund, daß der Tod des Alten ihm endlich die Freyheit gegeben habe, seiner Neigung zu folgen, und seinen Geist aller der schweren Gewichte zu entledigen, die ihm, so lange er sie an sich hangen hätte, den reinen Genuß seines Daseyns unmöglich machten. Er habe, um der verhassten Last je eher je lieber los zu werden, bereits seine ganze Erbschaft, die

sich auf nicht weniger als drey hundert Talente belaufe, mit Vorbehalt dessen, was er etwa selbst zu Bestreitung des Unentbehrlichsten nöthig haben könnte, unter seine Verwandten und Mitbürger ausgetheilt, und sey nun im Begriff, A t h e n — wofern ich mich entschliessen würde, es mit dem üppigen und geräuschvollen Korinth zu vertauschen — oder, widrigenfalls, das Letztere, wiewohl ungern, zu seinem künftigen Aufenthalt zu wählen.

Was dünkt dich von diesem jungen Menschen, Antipater? Hier ist mehr als Antisthenes und Diogenes, mehr als Plato und Aristipp, nicht wahr? — Ich gestehe dir unverhohlen, hätte mich die wackelköpfige Göttin Tyche nicht, sehr gegen meinen Willen, um mein väterliches Erbgut betrogen, ich würde so wenig als Aristipp daran gedacht haben, mir diese Last, die mir ehemahls sehr erträglich vorkam, vom Halse zu schaffen. Wir wollen es indessen einem weisen Mann' eben nicht übel nehmen, wenn er von den Gütern, die ihm das Glück freiwillig zuwirft, einen zugleich so edeln und so angenehmen Gebrauch macht, wie Aristipp. Eben so wenig soll es dem

von Kindheit an zur Dürftigkeit gewohnten Antisthenes, oder dem Sinopenser, den der Zufall um sein Vermögen brachte, zu einem großen Verdienst angerechnet werden, daß sie lieber von Wurzeln und Wolfsbohnen leben, als Karren schieben, rudern, oder das schmäbliche Parasiten-Handwerk treiben wollten. Auch Plato hat sich wenig auf eine Genügsamkeit einzubilden, die ihm das Glück, unabhängig in seinem eigenen Ideenlande zu schweben, und die erste Stelle unter den Philosophen seiner Zeit, in der öffentlichen Meinung verschafft hat. Aber, wie Krates, in dem Alter, wo alle Sinnen nach Genuß dürsten, die Mittel zu ihrer vollständigsten Befriedigung, die uns das Glück mit Verschwendung aufgedrungen hat, von sich werfen, und jedem Anspruch an Alles, was dem großen Haufen der Menschen das Begehrnswürdigste scheint, von freyen Stücken entsagen, um sich mit völliger Freyheit der Liebe der Weisheit zu ergeben: dieß, dünkt mich, ist etwas bis itzt noch nie Erhörtes, und setzt einen Grad von Heldenmuth und Stärke der Seele voraus, den ich um so bewundernswürdiger finde,

da derjenige, der sich zu einem solchen Opfer entschließt, zum Voraus gewiß seyn kann, von der ganzen Welt (den Diogenes vielleicht allein ausgenommen) für den König aller Narren erklärt zu werden. — Und das mit Recht, höre ich dich sagen; denn was sollte aus den Menschen werden, wenn der Geist, der diesen jungen Schwärmer so weit aus dem gewöhnlichen Gleise treibt, in alle Köpfe führe, und die Begriffe und Grundsätze, nach welchen er handelt, allgemein würden? — Auf alle Fälle etwas Besseres als sie itzt sind, antworte ich, und vertraue mirs von Punkt zu Punkt mit wenigstens eben so stattlichen Gründen zu behaupten, als die, womit uns Plato beweiset, daß ein Staat nicht eher gedeihen könne, bis er von lauter Philosophen regiert werde. Leider hat die Natur selbst dafür gesorgt, daß es mit den Menschen nie so weit kommen wird, und die Freunde des dermahligen Weltlaufs können sich, der Gefahr halben die von der ansteckenden Kraft des Beyspiels meines jungen Freundes zu besorgen ist, ruhig auf die Ohren legen. Sie ist desto geringer, da du ihm wirklich großes Unrecht

thust, wenn du ihn für einen Schwärmer hältst. Er ist vielmehr der ruhigste, besonnenste, heiterste Sterbliche, der mir je vorgekommen ist; und wie außerordentlich sein Verfahren auch immer seyn mag, so fällt wenigstens das Wunderbare weg, wenn ich dir sage, daß nebst einem sehr kalten Temperament, die von Kindheit her gewohnte beynahe dürftige Lebensart im väterlichen Hause, eine durch beydes ihm zur andern Natur gewordene Gleichgültigkeit gegen alle Vergnügungen der Sinne, und eine noch tiefer liegende Verachtung der Urtheile des großen Haufens, der einen Menschen nicht nach seinem persönlichen Gehalt, sondern nach dem Gewichte der attischen Talente, die er werth ist, zu schätzen pflegt, — daß, sage ich, das alles nicht wenig zu der Entschliessung beygetragen habe, sich eines ihm wirklich mehr überlästigen als brauchbaren Erbgutes zu entschlagen. Denn was hätte er, der von drey oder vier Obolen zu leben gewohnt war, mit drey hundert Talenten anfangen sollen, da es seine Sache nicht war, nach dem Beyspiel seines Vaters sechs hundert daraus zu machen? Von allem,

wozu der Reichthum seinen Besitzern gut ist, hatte er entweder keine Kenntniss, oder keinen Sinn dafür. Gänzliche Unabhängigkeit und sorgenfreye Muse war schon damahls, da ich ihn zuerst kennen lernte, das höchste Gut in seinen Augen: und so ging es, dünkt mich, ganz natürlich zu, daß der Umgang mit deinem Freund, Diogenes, in sehr kurzer Zeit tausend schlummernde Ideen in seiner Seele weckte; daß die Harmonie der Vorstellungsart desselben mit seiner eigenen das Verlangen sich nie wieder von ihm zu trennen erzeugte, und die durch unmittelbaren Augenschein bewirkte Überzeugung, daß es keinen glücklicheren Menschen gebe als den Diogenes, und daß er zufriedener mit seinem Loose sey als zehntausend vermeinte Glückliche mit dem ihrigen, seinem Beyspiel einen unwiderstehlichen Reitz zur Nachfolge gab. Ich denke du wirst dieß desto begreiflicher finden, Antipater, da du noch nicht vergessen haben kannst, wie wenig ehemahls daran fehlte, daß du selbst den Cynischen Mantel und Schnappsack übergeworfen hättest, wenn nicht, glücklicher Weise für dich, der Genius Aris-

tipps den Reitzungen der zuthulichen Nym-
 fe P e n i a, unsrer Schutzgöttin, das Ge-
 gengewicht gehalten hätte. Denn nicht
 alles, was dem einen gut ja sogar das
 Beste ist, ist es darum auch dem andern;
 und ich bin ziemlich gewiss, daß unsre
 Lebensweise, sobald der Ehrenpunkt,
 nicht in Widerspruch mit dir selbst zu
 gerathen, jede andere unmöglich gemacht
 hätte, dir nicht halb so wohl bekommen
 wäre als meinem Thebaner — Wiewohl
 es ein so launisches Ding um den Men-
 schen ist, daß ich mich nicht dafür ver-
 bürgen möchte, daß Krates selbst, wie
 glücklich er sich gegenwärtig auch in sei-
 nem neuen Götterleben fühlt, aufim-
 mer vor allen Anwandlungen der Nach-
 reue sicher sey.

Ich bin mit deinem Freund Aristipp,
 wie in vielem andern, auch darin ein-
 verstanden, daß jeder Mensch, sobald
 er Verstand genug hat eine Philosophie, d.
 i. eine mit sich selbst übereinstimmende
 Lebensweisheit nach festen Grundsätzen,
 zu haben, in gewissem Sinn seine eigene
 hat. Das was den Unterschied macht, ist
 nicht die Richtung: wir gehen alle auf
 eben dasselbe Ziel los. Eudämonie ist

der Preis, nach welchem wir ringen; und wie gern der stolze Plato (der, wenns möglich wäre, gar nichts mit uns Andern gemein haben möchte) sich auch die Miene gäbe, als ob das übersinnliche Anschauen der formlosen Urwesen und die geistige Vereinigung mit dem Auto-Agathon, ohne alle andere Rücksicht das einzige Ziel seiner Bestrebungen sey, so soll er mich doch nicht bereden, daß sie es auch dann noch seyn würden, wenn er sich in diesen — geistigen oder fantastischen? — Anschauungen nicht glücklicher fühlte als in jedem andern Genuss seiner selbst. Der Unterschied wird also in dem Wege und den Mitteln bestehen. Wir Cyniker, z. B. wählen uns, mehr oder weniger freywillig, den kürzesten Weg, unbekümmert daß er ziemlich rauh und steil ist und hier und da von Disteln und Dornhecken starrt. Aristipp wählte sich einen weitem, aber ungleich ebenern und anmuthigern Weg, nicht ohne Gefahr unversehens auf diesen oder jenen Abweg zu gerathen, der ihm das Wiedereinlenken in die rechte Bahn mehr oder minder schwer machen könnte. Andere haben sich zwischen diesen bey-

den, oft ziemlich weit aus einander laufenden Wegen, mehrere Mittelstraßen gebahnt. Plato nimmt den seinigen sogar, wie Ikarus, durch die Wolken; unläugbar der sanfteste und nächste, wenn es nicht der gefährlichste wäre. Noch verschiedener sind die Mittel, wodurch jeder auf seinem Wege sich zu erhalten und zu fördern sucht. Tausend innere und äußere, zufällige und persönliche Umstände, Temperament, Erziehung, geheime Neigungen, Verhältnisse, kurz das Zusammenwirken einer Menge von mehr oder minder offen liegenden oder verborgenen Einflüssen auf Verstand und Willen, ist die Ursache der verschiedenen Gestalten und Farben (wenn ich so sagen kann) worin sich eben dieselbe Lebensweisheit (ich erkenne keine Philosophie die nicht Ausübung ist) im Leben einzelner Personen darstellt, und worin eben das Eigenthümliche derselben besteht. Denn, wie gesagt, im Hauptzweck, und selbst in solchen Mitteln, welche, als zu jenem unentbehrlich, selbst wieder zu Endzwecken werden, stimmen Alle überein. Von dieser Art ist z. B. die Befreyung der Seele von Wahn und Leidenschaft, ohne

welche schlechterdings keine Eudämonie denkbar ist. Alle Philosophen, von Thales und Pythagoras an, bekennen sich zu diesem Grundsatz: aber wie weit gehen sie wieder aus einander, sobald es zur Anwendung kommt! Wir können von den Wahnbegriffen, Fantomen und Vorurtheilen, die unsern Verstand benebeln und irre führen nur durch die Wahrheit frey werden. Aber was ist Wahrheit? Der Eine behauptet die Ungewissheit aller Erkenntniss; ein Anderer erklärt alle sinnlichen Anschauungen und Gefühle für Täuschung und Betrug und sucht die Wahrheit in einer übersinnlichen Ideenwelt; ein Dritter läßt im Gegentheil keine Erkenntniss für zuverlässig gelten, die uns nicht durch die Sinne zugeführt und durch die Erfahrung bestätigt wird, u. s. w. Eben so ist es mit der Befreyung von der Herrschaft der Triebe und Leidenschaften. Der Eine will alle Begierden an die Kette gelegt, und den Leidenschaften alle Nahrung entzogen wissen; ein Anderer läßt nur die reinen Naturtriebe gelten, und verwirft alle durch Verfeinerung und Kunst erzeugte Neigungen; ein Dritter will die natürlichen Triebe und Leiden-

schaften weder ausgerottet noch gefesselt, sondern bloß gemildert, verschönert, und durch die Musenkünste mit Hülfe der Philosophie in die möglichste Harmonie und Eintracht gesetzt sehen. Alle diese Verschiedenheiten sind in der Ordnung, so lange die Leute keine Sekten stiften wollen. Jeder hat für seine eigene Person Recht; aber sobald sie mit einander hadern, und sich um den ausschließlichen Besitz der Wahrheit, wie Hunde um einen fetten Knochen, herumbeißen, dann haben sie alle Unrecht; — und in diesem einzigen Punkt wenigstens ist Diogenes, der mit niemand um Meinungen hadert, vollkommen gewiß daß er Recht hat.

Indessen ist am Ende die Anzahl der Philosophen, denen dieser Name in der eigentlichsten Bedeutung zukommt, so klein, daß wahrscheinlich unter der ganzen übrigen Menschenmasse manche seyn müssen, die an Sinnesart, Gemüthsbeschaffenheit und äußerlichen Umständen mit irgend einem von Jenen mehr oder weniger übereinstimmen. Ich betrachte daher jeden unsrer Philosophen gleichsam als den Repräsentanten einer ganzen Gattung,

und indem ich annehme, daß seine Philosophie einer Anzahl ihm ähnlicher Menschen als Ideal oder Kanon ihrer Denkart und ihres Verhaltens brauchbar seyn könne, berechne und schätze ich hiernach ungefähr den verhältnißmäßigen Nutzen, den sie der Menschheit etwa schaffen könnte. So kann, z. B. meiner demüthigen Meinung nach, die Platonische Philosophie nur solchen Menschen verständlich seyn und wohl bekommen, denen zu einem schwarz gallichten Temperament ein hoher Grad von Einbildungskraft und Scharfsinn und eine nicht gemeine Kultur mit völliger Freyheit von Geschäften zu Theil wurde, d. i. sehr wenigen. Die Aristippische scheint auf den ersten Anblick weit, mehreren angemessen zu seyn: aber sie macht aus dem Wohlleben (aus dem, was sie Hedone nennt und worüber ich deinen Freund nie anfechten werde) eine so schöne und zugleich so schwere Kunst, daß, meines Bedünkens, nur ein besonders begünstigter Liebling der Natur, der Muses und des Glücks (schier hätte ich auch noch die schöne Lais hinzugesetzt) es

darin zu einiger Vollkommenheit zu bringen hoffen darf. Wie die Platonische die Philosophie oder Religion der edelsten Art von Schwärmern ist, so sollte Aristipp das Muster und seine Hedonik die Lebensweisheit aller Eupatriden und Begüterten seyn; auf diese Weise würde die Schwärmerey unschädlich, Geburtsadel und Reichthum sogar lebenswürdig werden. Aristipps Philosophie, zum Nießbrauch solcher Leute, die das Glück vergessen oder übel behandelt hat, herabgestimmt, würde sich der Cynischen nähern, nach deren Vorschriften jeder glücklich leben kann, der in einem Staat, wo er als Bürger keinen Anspruch an die höhern und eigentlichen Vortheile des politischen Vereins machen will oder zu machen hat, wenigstens den Genuß seiner Menschheitsrechte in Sicherheit bringen möchte. Um ein Cyniker zu seyn, braucht man nichts als ein bloßer Mensch zu seyn; mit so wenig Zuthaten und Anhängseln als möglich, aber freylich ein edler und guter Mensch; und eben darum wird unser Orden, dem ersten Anschein zu Trotz, immer nur zwey oder drey Mitglieder auf einmahl zählen. Sollte er

(was die Götter verhüten mögen!) jemahls zahlreich werden, so köunt' es nur dadurch möglich seyn, daß seine Glieder den Geist desselben gänzlich verlören, und bloß das Kostum, die Sprache, und die übrigen Formen des Cynism zur Hülle und Larve der verächtlichsten Art von Schmarotzerey und Müßiggang herabwürdigten. Ein ächter Cyniker kann, vermöge der Natur der Sache, nicht anders, als eine Seltenheit seyn: und von einem Cyniker wie Krates wird schwerlich jemahls ein zweytes Exemplar erscheinen.

Die rein Sokrarische Philosophie, welche, allen Ständen, Lagen und Verhältnissen gleich angemessen, dem Staat edle Menschen und gute Bürger bildet, wird also, die Wahrheit zu sagen, immer die gemeinnützigste unter allen, die aus ihr hervorgegangen, bleiben: und Wehe der, die sichs nicht zur Ehre schätzt ihre Tochter zu heißen, und einer solchen Mutter würdig zu seyn! So viel, Freund Antipater, auf deine eigene Veranlassung davon, wie ich über Aristipp und seine Philosophie und die andern Masken denke, in welchen sich die menschenfreundlichste

aller Himmlischen unter den Griechen sehen läßt. Lebe wohl, und Sorge ja dafür, daß keine Abschriften von diesem langen Briefe genommen werden. Die Leute könnten sonst denken, ich habe ein Buch schreiben wollen, und das möchte sich Diogenes nicht gerne nachsagen lassen.

18.

Aristipp an Learchus.

Wiewohl ein Mann wie Filistus keiner Empfehlung an dich bedarf, so halte ich mich doch versichert, daß der Titel meines Freundes, den er von Cyrene mit sich nimmt, ihm in den Augen meines Learchs ein Recht zu einer desto gefälliger Aufnahme geben werde, da er auf seiner Rückreise nach Syrakus etliche Tage zu Korinth auszurasten gesonnen ist.

Was du, dem seine Verhältnisse bekannt sind, vorausgesehen hast, ist durch das endlich erfolgte Ableben des alten Dionysius eingetroffen. Es war eine der ersten Handlungen seines Nachfolgers.

den so lange aus seinem Vaterlande verbannten Gemahl der Nichte seines Vaters zurück zu berufen, und ihn um so dringender zu Beschleunigung seiner Reise einzuladen, je unentbehrlicher ihm, wie er in seinem Schreiben sagt, die Gegenwart und Unterstützung eines so verdienstvollen und so nahe mit ihm verbundenen Mannes in seiner neuen Lage sey. Es wäre kein schlimmes Zeichen dafs es dem jungen Dionysius, seiner sehr vernachlässigten Erziehung ungeachtet, nicht ganz an Anlage zu einem guten Fürsten fehle, wenn er die Nothwendigkeit, sich der Leitung eines weisen Rathgebers zu übergeben, wirklich so lebhaft fühlte, als er in seinem sehr wohl gesetzten Schreiben ausdrückt; es ist aber ziemlich klar, dafs ihm ein anderer bey dieser Gelegenheit seinen Kopf und seine Hand geliehen hat. So viel sich aus einzelnen, wiewohl nicht immer zuverlässigen Nachrichten von diesem Sohn und Erben des sogenannten Tyrannen muthmafsen läfst, scheint keine grofse Hoffnung zu seyn, dafs er die unruhigen und schwer zu zügelnden Syrakusaner mit der unbeschränkten Regierung eines Einzigen gründlich aussöhnen

werde. Nur allzu wahrscheinlich kann man sich zu ihm aller Ausschweifungen versehen, zu welchen ein feuriges Temperament einen im Frauengemach und unter Sklaven aufgewachsenen Jüngling hinzureißen pflegt, der sich aus dem stärksten Druck plötzlich auf den Königsstuhl erhoben, im Besitz eines von seinem Vorfahrer vierzig Jahre lang zusammengehäuften Schatzes, und von Schmeichlern und Parasiten umschwärmt sieht, deren Interesse ist, unter der Larve einer grenzenlosen Anhänglichkeit an seine Person, seine unaufhörlich von ihnen gereizten und befriedigten Leidenschaften zu Werkzeugen der ihrigen zu machen. Unter einem schwachen Fürsten regieren gewöhnlich die schlechtesten Menschen; und daß Dionysius, trotz seiner körperlichen Stärke ein sehr schwacher König seyn werde, davon sind bereits Vorbedeutungen genug vorhanden. Der einzige, den er scheut und der ihn, eine Zeitlang wenigstens, zurückhalten wird, ist sein Oheim und Schwager Dion, bekanntlich ein schwärmerischer Verehrer Platons, der keine große Mühe gebraucht haben mag, ihn zu überzeugen, daß Syrakus nicht eher

wohl regiert seyn werde, bis es einen Philosophen zum Regenten habe. Zum Unglück fehlt es diesem Dion, bey allem Schein von Weisheit und Tugend den er von sich wirft, gar sehr an allen Eigenschaften, wodurch man sich andern, zumahl einem jungen König der das Vergnügen und die Freude liebt, angenehm und liebenswürdig machen kann; und, was noch schlimmer ist, ich fürchte sehr, daß er selbst etwas mehr Tyrannenblut in den Adern hat, als seine Lobredner in der Akademie sich gern gestehen mögen. Wie dem auch sey, der junge Fürst befindet sich dermahlen zwischen dem strengen, Ehrfurcht gebietenden und scharf über den Grundsätzen der Platonischen Republik haltenden Dion, und dem schlaunen, gewandten, allgefälligen Gesindel seines Hofes in einer zwang- und peinvollen Klemme. Diese sehen, daß er nicht Muth genug hat, das Joch, das ihm Jener über die jungen Hörner geworfen, abzuschüttein; und das dringende Bedürfnis, dem majestätischen Dion einen Mann von Gewicht entgegen zu stellen, ist es ganz allein, was sie genöthiget hat, mit vereinten Kräften auf die

schleunigste Zurückberufung des Filistus anzutragen.

Dafs diefs die wahre Lage der Sachen am Syrakusischen Hofe sey, habe ich aus den unvollständigen Nachrichten, die mir Filist von Zeit zu Zeit mittheilte, nach und nach herausgebracht. Denn er selbst treibt, wie es scheint, die Freundschaft gegen keinen Sterblichen so weit, dafs er sich ihm ganz offen und ohne alle Zurückhaltung entdecken sollte. Da er ein Mann von grofser Weltkenntnifs und Erfahrungheit ist, die Syrakusischen und Sicilischen Staatsverhältnisse vollkommen inne hat, dabey (worauf hier alles ankommt) eine sehr einnehmende Aussen-
seite besitzt, und an Feinheit, Geschmeidigkeit und Besonnenheit es mit dem aus-
gelerntesten Hofmann aufnehmen kann: so ist nicht schwer vorauszusehen was der Erfolg seyn müsse, und dafs Dion bald genug den Rath erhalten werde, eine kleine Gesundheitsreise zu seinem ehrwürdigen Freund Plato vorzunehmen.

Übrigens scheint Filist darauf zu rechnen, dafs Korinth, als die Mutterstadt von Syrakus, es seinem Staats- und Handels-Interesse gemäß finden werde, mit

dem Thronfolger des alten Dionys in gutem Vernehmen zu bleiben. Auch zweifle ich nicht, daß er sich in dieser Rücksicht unter der Hand mit Nachdruck für den edeln Timofanes verwenden wird, welcher (wie ich höre) große Anstalten macht, sich mit guter Art der Alleinherrschaft über euch zu bemächtigen.

Auch an unserm Himmel, der während der letzten dreißig Jahre so heiter war, steigen, seit dem Tode meines guten Bruders Aristagoras, bereits einige trübe Wolken auf, die uns mit Sturm und Ungewitter zu bedrohen scheinen. Sein ganzes thätiges Leben war der Wohlfahrt von Cyrene gewidmet; sein Tod wird uns, wie ich große Ursache habe zu befürchten, eben so nachtheilig seyn als sein Leben wohlthätig war. Er war, wiewohl seine Bescheidenheit und Klugheit es immer zu verbergen suchte, der wahre Urheber und die stärkste Stütze unsrer dermahligen Verfassung. Unglücklicher Weise ist noch keine Staatsverfassung erfunden worden, die durch sich selbst bestünde; und da sogar Platons Republik (seiner eigenen Versicherung nach) nur unter einer unmöglichen Bedin-

gung von Dauer seyn könnte, von welchem andern Menschenwerk dürften wir uns mehr versprechen? Seit der Mann nicht mehr ist, der allein Ansehen und Weisheit genug besaß, dem Ehrgeitz des mächtigen Demokles und seiner Söhne das Gegengewicht zu halten, sehe ich einer Abspannung der Springfedern unsrer Staatsmaschine entgegen, wodurch sie nur zu bald ins Stocken gerathen wird. Wir werden in unsre alten Mißbräuche, Parteyen und Erschütterungen zurückfallen, und was sollte mir dann ein längerer Aufenthalt in Cyrene? Doch dieß, bester Learch, ist weder das einzige, noch das ärgste, was mir bevorsteht und das häusliche Glück, dessen ich seit meiner Verbindung mit der lebenswürdigen Schwester unsers Kleonidas genoß, auf immer zu zerstören droht. Möge mein guter Genius den Unfall noch lange von uns entfernt halten, dessen langsame Annäherung ich mir selbst vergebens zu verbergen suche! — Trifft er mich, so ist Athen und Korinth — doch weg mit dem unglückweisagenden Gedanken! Noch ist Hoffnung. Die Ärzte haben zu einer Luftveränderung, wovon sie uns die beste

Wirkung versprechen, eine Reise nach Rhodus vorgeschlagen, welche ich mit Kleonen und unsrer Tochter Arete, von Kleonidas, Musarion und dem jungen Kallias, ihrem Sohne, begleitet, zu unternehmen im Begriff bin. Rufe Hygieien mit mir an, mein Freund, daß der Erfolg unsere Wünsche begünstige!

Ende des vierten Buchs.

ANMERKUNGEN
ZUM VIERTEN BUCH.

1) Seite 123. Der Timotheus, von welchem hier die Rede ist, war einer der berühmtesten Tonkünstler und musikalischen Dichter der Zeit, in welcher die sämtlichen in diesen Briefen vorkommenden Personen gelebt haben. Er wurde, zum Dank daß er den Gesang und die Saiteumusik seiner Zeit (nach unsrer gewöhnlichen Vorstellung) zu einer weit höhern Vollkommenheit gebracht als worin er beyde gefunden, von den strengern Anhängern der alten, äußerst einfachen, an wenige Formen gebundenen, feyerlich ernstern Musik für einen ihrer größten Verderber erklärt, und unter andern von dem komischen Dichter Ferecydes, seinem

Zeitgenossen, in einem von Plutarch auf-
 behaltenen beträchtlichen Bruchstück sei-
 nes Chirons, sehr übel mitgenommen.
 Indessen war nicht er, wie spätere Kom-
 pilatoren sagen, sondern (laut des besag-
 ten Fragments) ein gewisser Melanip-
 pides derjenige, der die Saitenzahl der
 Lyra, welche schon sein Meister Fry-
 nis, zum größten Ärgerniß der Eiferer
 für die gute alte Sitte (S. die Anklagsrede
 des dikaios Logos in den Wolken
 des Aristofanes) bis auf sieben gebracht
 hatte, noch mit fünf neuen vermehrte.
 Wie dem aber seyn mochte, genug Ti-
 motheus war, wie es scheint, der erste,
 der mit einer eilf- oder zwölfsaitigen Ma-
 gadis (einer Art von Cither, auf deren
 Saiten ohne Plektron mit den bloßen
 Fingern geklimpert wurde) zu Sparta er-
 schien, und sich unter andern mit einem
 dithyrambischen Gesang über die bekannte
 Fabel von Jupiter und Semele öffentlich hö-
 ren ließ. Aber die Spartanische Regierung

nahm diese sittenverderbliche Neuerung (wiewohl damahls wenig mehr an ihren Sitten zu verderben war) so übel, daß sie ein Dekret (welches uns Boëthius in seinem Buche de Musica aufbehalten hat) abfaßte, des Inhalts: „Demnach ein gewisser Timotheus (oder Timotheor, wie man in Sparta zu sprechen pflegte) von Milet in ihrer Stadt angekommen, und durch sein Spiel öffentlich bewiesen habe, daß er die alte Musik und die alte Lyra verachte, indem er die Zahl der Töne und der Saiten über alle Gebühr vermehrt, der alten einfachen Art zu singen, eine viel zusammengesetztere Chromatische untergeschoben, auch in seinem Gedicht über die Niederkunft der Semele die geziemende Anständigkeit *) gröblich verletzt habe: als hät-

*) Nehmlich durch das fürchterliche Geschrey, welches er die in des Donnerers allzufeuriger Umarmung sich verzehrende und vor Angst und Schmerz zu früh von dem jun-

ten die Könige und Eforen, in Erwägung, daß solche Neuerungen nicht anders als den guten Sitten sehr nachtheilig seyn könnten, und zu Verhütung der davon zu besorgenden Folgen, besagtem Timotheor einen öffentlichen Verweis gegeben, und befohlen, daß seine Lyra auf sieben Saiten zurückgesetzt und die übrigen ausgerissen werden sollten." —

Daß Athenäus (im 10. Kap. des XIV. B.) diese Anekdote nach andern Autoren anders erzählt, beweiset eben so wenig gegen sie, als das Ansehen des edlen und für sein Zeitalter gelehrten Boëthius die Ächtheit des Dekrets, nach Verfluß von 1000 Jahren, verbürgen kann. Ich kenne nicht eine einzige Griechische Anekdote dieser Art, die nicht von andern anders erzählt würde. Gewiß ist indessen, daß

gen Bacchus entbundene Semele erheben liefs; wie aus einer Stelle im Athenäus, B. III. Kap. 5. erhellet; denn eine andere Art von Unziemlichkeit ist hier nicht zu vermuthen.

das Dekret ganz im Geiste der Spartanischen Aristokratie, die in allem streng über die alten Formen hielt, und ihrem Geschmack in der Musik gemäß, abgefälscht ist.

2) S. 133. Dafs Plato durch dieses Vorgeben seinem Märchen eine Art von Beglaubigung geben wolle, ist klar genug: aber worauf er die Fönizische Abkunft desselben gründet, und wer die Dichter sind, welche versichern, es habe sich an vielen Orten zugetragen, weifs ich nicht. Denn dafs er auf die bewaffneten Männer anspiele, die aus der Erde hervorgesprungen seyn sollen, als der Fönizier Kadmus die Zähne des von ihm erlegten Kastalischen Drachen in die Erde säete, oder auf die goldnen, silbernen, ehernen, heroischen und eisernen Menschen des Hesiodus, die nicht zugleich sondern in auf einander folgenden Generationen, nicht aus dem Schoofs der Erde hervorsprangen, sondern von den Göttern

gebildet und zum Theil gezeugt wurden, — ist mir nicht wahrscheinlich. Doch vielleicht will er mit dieser anscheinenden Beglaubigung seines in der That gar zu abgeschmackten Märchens nicht mehr sagen, als mit dem etwas plattscherzhafteu Zweifel seines Sokrates „ob es sich künftig jemahls wieder zutragen dürfte.“

3) S. 154. Praxilla, eine zu ihrer Zeit berühmte Skoliendichterin aus Sicyon, hatte ein Lied verfertigt, worin Adonis, den sie so eben im Reich der Schatten anlangen läßt, auf die Frage: was von allem, so er auf der Oberwelt habe zurücklassen müssen, das Schönste sey? zur Antwort giebt: „Sonne, Mond, Gurken und Äpfel.“ Man fand diese Antwort so albern naif, daß die Redensart, einfältiger als Praxillens Adonis, zum Sprüchwort wurde.

4) S. 50. Aski, Kataski, sind ein Paar Zauberworte von denen, die bey den

Griechen Efesia grammata hießen, womit von Betrügern und abergläubischen Leuten allerley Alfanzerey getrieben wurde, und über deren Abstammung und Bedeutung viel vergebliches filologisiert worden ist.

5) S. 90. Die sogenannte Platonische Zahl, wovon Aristipp hier mit einer Art von Unwillen spricht, der ihm zu gut zu halten ist, hat von alten Zeiten her vielen bene und male feriatis unter Filologen, Mathematikern und Philosophen, manche saure Stunde gemacht. Alle haben bisher bekennen müssen, daß ihnen die Auflösung dieses Räthsels, oder vielmehr die Bemühung Sinn in diesen anscheinenden Unsinn zu bringen, nicht habe gelingen wollen. Ich gestehe gern, daß ich den Versuch, eine auch nur den schwächsten Schein einer sichtbaren Dunkelheit von sich gebende Übersetzung dieser berücktigten Stelle, eben so wohl, wie der sehr geschickte und beynahe enthau-

siastisch für den göttlichen Plato eingenommene Französische Dollmetscher über meine Kräfte gefunden habe. Herr Kleuker, — dem wir eine schwer zu lesende Übersetzung der Werke Platons, zu danken haben, die nicht ohne Verdienst ist und einem künftigen lesbaren Übersetzer die herkulische Arbeit nicht wenig erleichtern wird, — ist herzhafter gewesen als wir beyde: und da seine Dollmetschung wohl den wenigsten Lesern dieser Briefe zur Hand seyn dürfte, so sehe ich mich zu Aristipps und meiner eigenen Rechtfertigung beynahe genöthiget, von seiner mühsamen Arbeit dankbaren Gebrauch zu machen, und seine wörtlich getreue Übersetzung dieser Stelle, so weit sie die Platonische Zahl betrifft, hier abdrucken zu lassen. Sie lautet folgender Massen:

„ — Alles Lebende auf Erden hat seine Zeit der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, der Seele und dem Körper nach. Diese Zeit ist zu Ende, wenn die um-

kreisende Linie eines jeden Zirkels wieder auf den ersten Punkt seines Anfangs kommt. Die kleinen Umkreise haben ein kurzdaurendes, die entgegengesetzten ein entgegen gesetztes Leben. Nun aber werden diejenigen, die ihr zu Regenten des Staats gebildet habt, so weise sie auch seyn mögen, dennoch den Zeitpunkt der glücklichen Erzeugung und der Unfruchtbarkeit eines Geschlechts durch alles Nachdenken mit Hülfe der sinnlichen Erfahrung nicht treffen. Dieser Zeitpunkt wird ihnen entweichen, und sie werden einmahl Kinder zeugen wenn sie nicht sollten. Der Umkreis der göttlichen Zeugungen hält eine vollkommene Zahl in sich: aber mit der Periode der menschlichen Zeugungen verhält es sich so,

„dass die Vermehrungen der Grund-
 „zahl, nemlich drey potenziirende
 „und potenziirte Fortrückungen zur
 „Vollendung, welche vier unter-

„schiedene Bestimmungen des Ähn-
„lichen und Unähnlichen, des Wach-
„senden und Abnehmenden anneh-
„men, alles in gegenseitigen Bezie-
„hungen und ausgedruckten Verhält-
„nissen darstellen. Die Grundzahl
„dieser Verhältnisse, nemlich die
„Einedrey mit der Fünfe verbunden,
„giebt nach dreyfacher Vermehrung
„eine zwiefache Harmonie; eine
„gleiche ins Gevierte, als Hundert
„in der Länge und Hundert in der
„Breite; eine andere, die zwar von
„gleicher Länge ist, aber mit Ver-
„längerung der einen Seite, so daß
„zwar auch Hundert an der Zahl,
„nach dem diametrischen Ausdruck
„der Fünfen darin liegen, wovon
„aber jede dieser Fünfen noch eine
„bedarf und zwey Seiten unausge-
„druckt sind: Hundert aber folgen
„aus den Kuben der Dreyheit. Diese
„ganze Zahl ist nun geometrisch

„und regiert über die vollkommeneren
 „oder unvollkommenen menschli-
 „chen Zeugungen, u. s. f.“

Herr Kleuker hat uns in einer Anmerkung zu dieser Platonischen Offenbarung, welche ihm vielleicht doch erklärbar scheint, einen künftig nähern Aufschluss darüber hoffen lassen; ob und wo er diese Hoffnung erfüllt habe, ist mir unbekannt.

Ende des 69. Bandes.

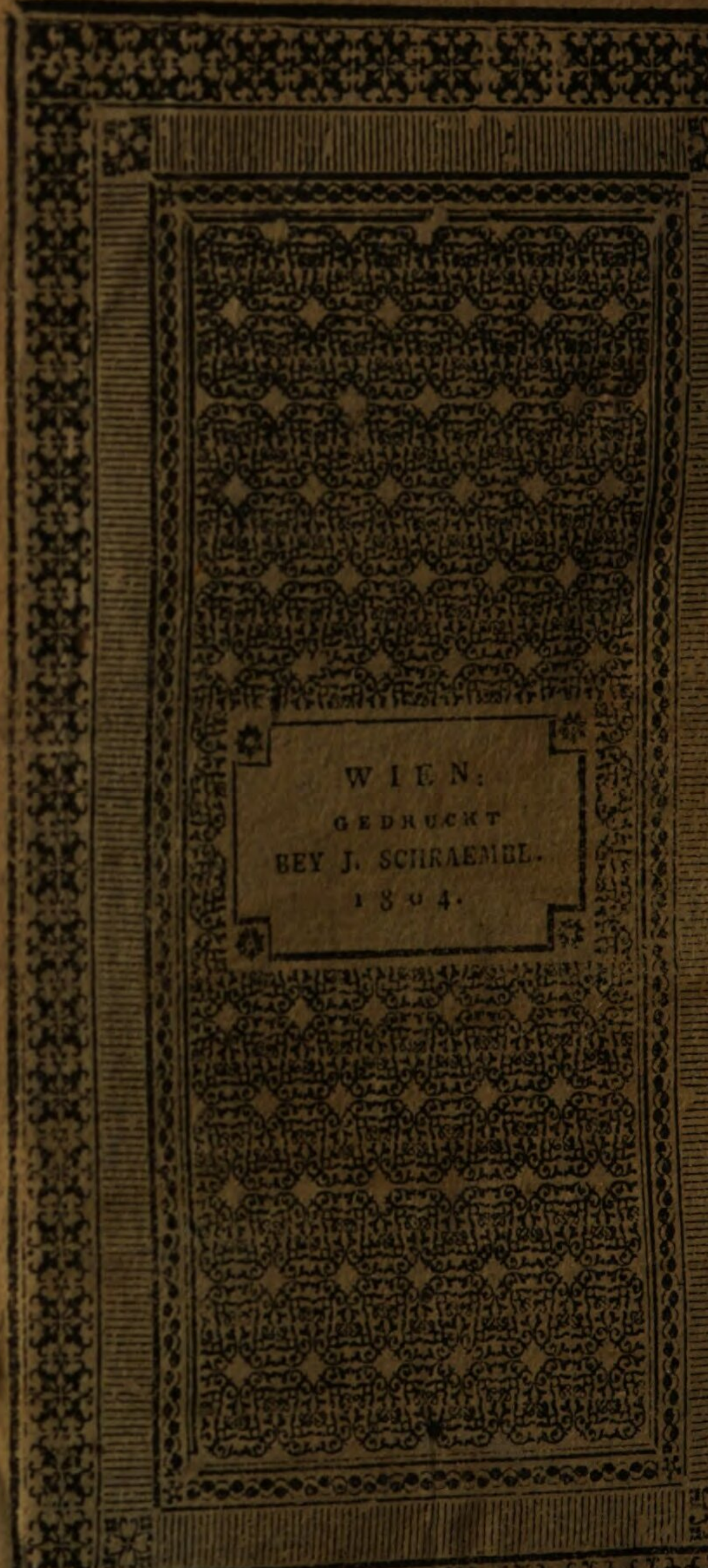


LD

Wieland

69

~~100-229~~



WIEN:
GEDRUCKT
BEY J. SCHRAEDEL.
1804.

Wieland, Christoph Martin,

Sämmtliche Werke

Bd.: 69.

Wien 1804

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5886 -116

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261678-8

VD18 15525481-001